

# **Band 01 - Unter dem Mondstein**

Söhne der Erde

von Susanne Wiemer

ISBN: 3-8328-1068-4

©copyright 2001 by

**readersplanet**



# PROLOG

Damals...

Zweitausend Jahre nach der Katastrophe, zweihundert Jahre nach der Gründung der Vereinigten Planeten in der Hauptstadt des Mars...

Über den verbrannten Wüsten der Erde zog ein heller Punkt seine Bahn durch den Sternenhimmel. Ein hoher, singender Ton zitterte in der Luft, schwoll zum Heulen an und ließ die Felsen vibrieren. Bis in die Tiefen der Grotten war der Ton zu hören. Die Bergbewohner kauerten sich in völliger Finsternis zusammen.

Sie kannten dieses Heulen.

Es war das Licht, das über dem Horizont erschien und sich auf die Ebene senkte. Immer wurde das Licht von diesem Heulen begleitet. Zweimal erklang es, und das zweite Heulen war Zeichen dafür, daß sich die Bergbewohner wieder aus ihren Höhlen wagen konnten. Dann sahen sie die Spuren in der schwarzen Wüste, den Ring aus aufgewirbeltem Staub, das Mal der Götter...

Der Junge in der Felsennische bewegte die nackten Füße und stand vorsichtig auf.

Wie schwarzer Schlamm lag die Dunkelheit um ihn. Seine Hand glitt über die Felsen, bis er die Kante fühlte. Niemand rührte sich. Der Junge machte einen Schritt und noch einen und spürte die Enge der steinernen Wände um sich.

Nach einem Dutzend weiterer Schritte bog der Gang ab. Milchiges Mondlicht schimmerte an seinem Ende. Der Junge blieb stehen und biß sich auf die Unterlippe.

Er wollte die Silbernen sehen.

Ein einziges Mal, wenigstens aus der Ferne. Sein Vater hatte sie gesehen, sein Großvater ebenfalls. Das Licht brachte sie mit, manchmal nur einmal in einem Menschenalter. Waren sie wirklich Götter? Es mußte wohl so sein, wenn sie von den Sternen kamen, wie die Alten sagten.

Der Junge ging langsam weiter.

Er hatte Angst, das Herz schlug wie ein Hammer in seiner Brust. Aber die Neugier in ihm war stärker. Er wollte sehen, wie sie aussahen, die silbernen Götter, die von den Sternen auf die Erde kamen und vor denen man sich verbergen mußte, weil sie keine freundlichen Götter waren.

Der Junge erschauerte.

In den Grotten und Gängen hing noch die Wärme der erloschenen Feuer, jetzt traf die Kälte der Wüstennacht seinen Körper. Im Mondlicht schimmerte das dichte Haar auf seinen Armen und Schultern wie Metall. Ein hochragender Felsen schützte den Eingang der Höhle. Der Junge huschte hinüber, richtete sich auf - und da sah er es.

Das Licht...

Ein glattes, gewölbtes Etwas, das von innen her zu glühen schien, das nichts glich, was der Junge je vorher gesehen hatte. Er hielt den Atem an und krallte die Finger in den Felsen: In dem schrecklichen Leuchten glaubte er eine Öffnung zu erkennen, eine Art regelmäßig geformten Höhleneingang. Verborg das Licht eine Grotte? Kamen die silbernen Götter auf diesem Weg zur Erde?

Der Junge machte einen Schritt nach vorn.

Unter seinen nackten Füßen war der Stein glatt und hart und glitzerte. Scharf warf das Mondlicht seinen Schatten auf die glänzende Fläche. Er sah die feinen Risse im verbrannten,

geschmolzenen Gestein - und dann waren da plötzlich die beiden anderen Schatten neben dem seinen.

Der Junge drehte sich langsam um, weil die Fessel der Angst ihn lähmte.

Er starrte in die Felsen hinauf. Sein Herzschlag setzte aus. Er sah die silbernen Gestalten ganz nah über sich und wußte, es mußte ein Traum sein.

Sie kamen.

Schwerfällig in den glänzenden Anzügen und Helmen kamen sie zwischen den Felsen herunter. Hinter den durchsichtigen Masken verschwammen Gesichter, die fast menschlich waren. Der Junge konnte sich nicht rühren. Seine Kehle war zugeschnürt, und tief in seinem Kopf schien eine gigantische Glocke zu dröhnen.

Erst als die silbernen Hände nach ihm griffen, löste sich der Knoten in seinem Innern.

Der Junge schrie, und er schrie immer noch, als er über die schwarze Ebene gezerrt wurde, wo das Licht wartete.

\*

Der Projektor summte.

Bilder flimmerten über die Leinwand. Feuer. Zusammenstürzende Häuser im flammenden Inferno, lodernde Flammenstürme, gigantische Blitze über grünen und braunen Flächen. Die Kamera, die die Katastrophe aufgenommen hatte, bewegte sich weg von dem Feuermeer. Die Schwärze des Alls griff von allen Seiten in das Bild, als wolle sie es verschlingen. Brennend drehte sich die Erdkugel im Raum. Ein Feuerball, der davonzuschwimmen schien, bis er nur noch ein glühender Punkt in der Weite des Weltalls war. Die kühle, leidenschaftslose Stimme des Sprechers erfüllte den Saal:

Im Jahre 2314 löste ein Streit um die Bodenschätze des Pazifischen Ozeans den großen Krieg aus. Die Erde wurde unbewohnbar. Nur wenige entkamen dem Weltbrand. Es gelang ihnen, mit Raumschiffen die Erde zu verlassen und den Mars zu erreichen, den roten Planeten. Sie überlebten, weil die Katastrophe die Verhältnisse im All verändert hatte, weil Leben möglich geworden war, wo es nie zuvor Leben gegeben hatte.

Das Bild auf der Leinwand wechselte. Ein rote Wüste, Felsennadeln, die wie mahnende Finger aufragten. Staub wölkte um das Wrack eines havarierten Raumschiffs. Menschen bewegten sich in einem Langen, schwankenden Zug über die karmesinfarbene Ebene. Stumm wanderten sie durch die glühende Sonne, wanderten, bis die Dämmerung herabsank und die beiden Monde des Mars ihr fahles Licht auf die Ebene warfen. Schwarz glänzte das Wasser eines Kanals. Die Menschen verharnten, drängten sich zusammen, richteten mit wenigen Handgriffen die metallenen Schutzzelte auf. Wieder wechselte das Bild auf der Leinwand, und jetzt zeigte es helles Sonnenlicht und ein Meer von weißen, glatten Häusern.

Kadnos. Hauptstadt des Mars und Wiege der neuen Zivilisation. Nie wieder sollte die Menschheit Krieg führen. Das Jahr der Gründung von Kadnos war das Jahr Eins der neuen Weltgeschichte...

Der Film lief weiter. Bilder aus Jahrhunderten flimmerten über die Leinwand, Jahrhunderte, in denen die Menschen nach neuen Gesetzen ohne Krieg und Gewalt lebten und sich ihrer Ahnen schämten. Rastlos bauten sie ihre neue Welt, forschten, erfanden, breiteten sich aus. Die Wissenschaft verlängerte ihre Leben, der Staat regelte ihre Angelegenheiten, und Raumschiffe trugen sie in unbekannte Welten. Ruhig und ausdruckslos begleitete die Stimme des Sprechers die Bilder.

Die Menschheit besiedelte Venus und Jupiter, Saturn und Uranus. Auf den Planeten entstanden blühende Zivilisationen, die Staatswesen lebten in Frieden und unterhielten mannigfache Beziehungen untereinander. Im Jahre 1875 der Marszeit wurden in der Universität zu Kadnos die Vereinigten Planeten gegründet mit dem Ziel, die Einheit der Menschheit und den ewigen Frieden zu sichern.

Neue Bilder.

Beobachtungssonden, die in ferne Sonnensysteme aufbrachen. Sonden über der verbrannten Erde, auf der sich nach zweitausend Jahren wieder Leben regte. Pflanzenwuchs entstand um die spärlichen Wasserflächen. Raubtiere durchstreiften die Steppen und

Wüsten. Dann menschenähnliche Wesen, Wilde, die schreiend flüchteten, wenn sie das Heulen der landenden Raumschiffe hörten.

Silberne Gestalten in Raumanzügen.

Ein wilder Junge, wie ein Tier eingefangen. Männer und Frauen, zusammengetrieben und in Käfigen durch den endlosen Raum transportiert, der den blauen Planeten und den roten Planeten trennte. Ein Gehege in einem Tal der Garraton Berge. Nackte Gestalten, unter denen ein Junge mit schwarzem Haar und leuchtendblauen Augen war .

...und der Rat der Vereinigten Planeten beschloß, einige der Wilden auf dem Mars anzusiedeln, um ihre Lebensgewohnheiten und ihre Entwicklung zu studieren. Ein ausgewähltes Team von Wissenschaftlern überwachte das Experiment. Sie trennten ihre Objekte in verschiedene Gruppen und versuchten, typische Eigenschaften vormarsianischer Rassen zu entwickeln, um an ihnen zu studieren, wie es zu der großen Katastrophe hatte kommen können. Aber die Nachkommen der Erdenwesen waren wild und gewalttätig und wurden zu einer Gefahr. Das Experiment drohte zu scheitern, bis im richtigen Moment an der Universität zu Kadnos das Phänomen der Mikro Transzendenz entdeckt wurde, der Verkleinerung.

Auf der Leinwand erschien ein großer, hallenartiger Raum, in dessen Mitte sich eine glänzende Halbkugel erhob. Ein Ring roter Flammen lief um ihre Schnittfläche, das durchsichtige Material gab den Blick ins Innere der Kugel frei. Und jetzt, gegen Ende, hob sich die Stimme des Sprechers und wurde lauter.

Unter dem Mondstein werden die Irdischen für immer eingeschlossen bleiben und ihr barbarisches Leben führen. Künftige Generationen sollen sie studieren können, damit der alte Geist von Krieg und Gewalt, der die Erde vernichtete, nie wieder aufersteht!

\*

Das Bild auf der Leinwand erlosch.

Die metallenen Wände begannen zu leuchten, bis gleichmäßiges Licht den Hörsaal erfüllte. Das Surren des Projektors verstummte, die Universitätsdiener in den engen mattroten Trikots ihres Berufsstands verneigten sich, als der Präsident der Vereinigten Planeten in seiner Loge aufstand.

Simon Jessardins kurzgeschorenes Haar hatte fast den gleichen Silberton wie der glatte einteilige Anzug. Das schmale, aristokratische Gesicht mit der scharf gebogenen Nase und den grauen Augen zeigte nur maßvolles Interesse. Er hatte den Film zu oft gesehen. Aber seinem Gast von der Venus war er neu, da er nur in wenigen Exemplaren im Staatsarchiv der Universität von Kadnos verwahrt wurde.

Conal Nord seufzte auf. Der Venusier trug eine graue Tunika und die Kette um den Hals, die ihn als Gouverneur und Generalbevollmächtigten des Rats der Vereinigten Planeten auswies. Sein Schiff war erst vor wenigen Tagen gelandet. Die Reise diente der Wissenschaft, dem Frieden. Auch auf der Venus sollte ein eigenes Projekt Mondstein entwickelt werden. Das Studium irdischen Lebens war wichtig. Nur einer Gefahr, die man kannte, war vorzubeugen. Was damals zu der großen Katastrophe geführt hatte, durfte nicht vergessen werden. .

"Wünschen Sie eine Erfrischung, bevor wir uns den Mondstein ansehen?" fragte Simon Jessardin.

"Ah, nein." Der Venusier lächelte. "Ich bin zu neugierig. Glauben Sie wirklich, daß es Ihnen gelungen ist, die alten irdischen Verhältnisse zu rekonstruieren?"

"Fragen Sie den wissenschaftlichen Leiter. Das Projekt ist noch im Anfangsstadium. Zwei unterschiedliche Volksgruppen einer Prägung, wie sie zur Zeit der großen Katastrophe schon nicht mehr existierten. In ihrer abgeschlossenen, begrenzten Welt lassen sich die Faktoren, die zu Krieg und Gewalt führen, genau studieren."

"Und Sie können in den Ablauf eingreifen?"

"Wir greifen ständig ein. Hauptsächlich auf dem Umweg über sehr reale Göttergestalten, die uns garantieren, daß sich die Dinge wunschgemäß entwickeln. Aber kommen Sie! Das Museum ist gleich nebenan."

Zwei Wächter mit geschulterten Strahlenwaffen begleiteten die beiden Männer.

Türen glitten auseinander, in dem gewölbten Korridor schalteten sich die Leuchtwände ein. Der Präsident ging voran, und ein gewisser Stolz zeichnete seine Züge, als er den Kuppelsaal betrat, den sie bereits auf der Leinwand gesehen hatten.

"Der Mondstein. Vor knapp zweihundert Jahren entdeckt - als Medium der Mikro-Transzendenz. Jeder Gegenstand und jeder Mensch, der die Schleusen passiert, wird genau im gewünschten Maß verkleinert, ohne sich sonst zu verändern. Eine Mikro-Welt. Ein wissenschaftliches Wunder."

Der Venusier runzelte die Stirn, als er an die glänzende Halbkugel herantrat.

Das Material erschien ihm wie Glas, aber er wußte, daß es nur von außen durchsichtig war. Die Barbaren unter dem Mondstein ahnten nicht, daß es außerhalb ihrer Welt noch etwas anderes gab. Der ersten Generation hatten die Wissenschaftler das Gedächtnis genommen. Jetzt lebten ihre Nachfahren unter der Kuppel, von Flammenwänden umgeben. Der Venusier betrachtete den Ring aus loderndem Feuer, die kahle Ebene, die Mauer, die das Hochtal finit dem Gewirr der Häuser Lind glänzenden Tempelbauten abschloß.

Menschen wimmelten auf den gepflasterten Straßen.

Winzige Spielzeug-Figürchen. Der Venusier folgte ihren raschen Bewegungen mit den Augen und schüttelte staunend den Kopf.

"Unglaublich! Bereits eine Hochkultur nicht wahr?"

"In gewisser Weise ja. Auf der Erde gab es ähnliche Gesellschaftsordnungen: Inkas, Azteken, Maya. Die Bewohner des Tieflands gehören einer anderen Rasse und einem anderen Kulturkreis an."

"Und sie führen Kriege untereinander?"

Der Präsident nickte. "Das letzte Mal, als wir eine Dürre auslösten und die Tiefland-Bewohner das Tempeltal stürmten, wo es noch Wasser gab. letzt läuft das Experiment einer religiösen Spaltung. Wir haben dafür gesorgt, daß die herrschende Priesterkaste die bei den Tiefländern übliche Feuerbestattung zur Häresie erklärt und mit der Todesstrafe bedroht."

Der Venusier hob die Brauen. "Und Sie glauben ernstlich, über diesen Standpunkt könnte ein Krieg ausbrechen?"

Simon Jessardin blickte auf die Ebene unter der glänzenden, gewölbten Kuppel. Seine Augen hingen an einem winzigen Figürchen, das am äußersten Rand des felsigen Plateaus stand und in die Flammenwand starrte, die dort seit fast zweihundert Jahren loderte. In einiger Entfernung von der kleinen Gestalt kauerte ein zweites Figürchen, an einen Steinblock gelehnt. Ein Figürchen in einem weiten dunkelblauen Mantel, einen schimmernden Metallreif im langen schlohweißen Haar.

"Es wird Krieg unter dem Mondstein geben!" sagte der Präsident der Vereinigten Planeten nachdrücklich. "Wenn Sie Glück und ein wenig Geduld haben, können Sie vielleicht heute noch das auslösende Ereignis beobachten."

Sein schmales, bronzenes Gesicht glich noch in manchen Zügen dem wilden Erdenjungen, von dem sein Volk abstammte. Das Haar fiel ihm schwarz und glatt in die Stirn und auf die nackten Schultern, in den saphirblauen Augen spiegelten sich tanzende Flammen.

Stumm starrte Charru von Mornag in die wabernde Wand, die die Grenze seiner Welt bildete. Oft hatte er sich gefragt, was wohl dahinter sein mochte. Aber es gab keine Möglichkeit, das zu erfahren. Nicht für die Lebenden. Vielleicht hatten es diejenigen, die den reinen Tod in den Flammen suchten, in ihren letzten Sekunden gesehen?

Charru dachte daran, daß auch er diesen Weg wählen würde, wenn seine Zeit kam.

Aber bis dahin war es noch weit. Er war jung. Zwanzig Regenzeiten, und er würde noch oft den schwarzen Nebel sehen, der die blaue Kuppel verdunkelte, und die herabstürzenden Wassermassen rauschen hören, die das Tiefland in einen Sumpf verwandelten. Als die schwarzen Nebel das letzte Mal ausblieben, war er noch nicht geboren gewesen. Die Schlacht an der großen Mauer, die Eroberung des Tempeltals, der lange, bittere und ruhmreiche Kampf - das alles kannte er nur aus den Erzählungen der Alten.

Er kniff die Lider zusammen, weil seine Augen von dem grellen Licht schmerzten.

Die Flammen brannten lautlos, und er konnte den leisen, monotonen Gesang in seinem Rücken hören, den Sterbegesang. Sein Vater war es, der starb: Erlend Fürst des Tieflands, König von Mornag. In der Steinhalle hatten sich die Sippen versammelt und warteten. Die letzten Stunden verbrachte ein Mann des Tieflands von jeher allein, und nur seinem Sohn oder dem nächsten Angehörigen seiner Wahl war es gestattet, bei dem Sterbenden zu wachen.

Immer noch starrte Charru von Mornag in die wabernden Flammen.

Seine Gedanken schweiften. Er sah die große Mauer vor sich und die Kuppel des Tempels, die in leuchtendere Blau die Kuppel des Himmels wiederholte. Jenseits des Tempeltals gab es nur noch das Tal des Todes, in dem der schwarze Fluß entsprang. Der Fluß, der nach dem Glauben der Priester in die Ewigkeit führte und der sich in kochendem Nebel verlor, wo Wasser und Feuer einander berührten.

"Charru ! Komm zu mir, mein Sohn!"

Die schwache Stimme riß ihn aus seinen Gedanken. Sein junges bronzefarbenes Gesicht verhärtete sich, als er sich langsam umwandte. Er wußte, worum sein Vater ihn bitten würde. Er hatte es immer gewußt, seit die Boten der Priester über die Ebene geritten waren, um das neue Ritual zu verkünden.

Nein, nicht neu, verbesserte er sich in Gedanken.

Die Leute des Tempeltals hatten ihre Toten schon immer auf Flöße gebettet und den schwarzen Fluß hinuntergeschickt. Charru preßte die Lippen zusammen. Die Vorstellung, daß der schwarze Fluß in die Ewigkeit führte, ließ ihn erschauern, und doch fühlte er den brennenden Wunsch, einmal diesen kochenden Nebel mit den Blicken durchdringen zu können, um zu sehen, was dahinter lag.

Mit ruhigen Schritten trat er auf die Gestalt zu, die an dem Steinblock lehnte.

Ein weiter blauer Mantel hüllte den ausgemergelten Körper seines Vaters ein. In dem schlohweißen Haar glänzte der Königsreif, die Augen, tief in ~ die Höhlen gesunken, schimmerten wie blaue Saphire. Immer noch zeigte das Gesicht die alte Kühnheit, obwohl die Haut eingetrocknet und zerfurcht war und sich wie vergilbtes Pergament über den Knochen spannte.

"Komm näher, mein Sohn! Die Zeit ist da. Noch heute nacht wird sich meine Seele mit der Flamme des Lebens vereinen."

Charru kniete nieder.

Ein dumpfer Schmerz preßte ihm die Brust zusammen, als er den Kopf beugte. Die dürre, knochige Hand des Sterbenden berührte sein Haar, die Stimme war nur noch ein kraftloses Flüstern.

"Ein reiner Tod...Errichtet den Scheiterhaufen für mich und übergebt meinen Leib den Flammen...Versprich es!"

"Ich verspreche es."

Charrus Faust schloß sich um den Griff des Schwertes an seiner Seite. Er fühlte, wie die knochige Hand über seinen gebeugten Nacken glitt und herabfiel. Die Gestalt in dem blauen Königsmantel erschlaffte, und in der Stille hörte Charru nur noch das Hämmern seines eigenen Herzens.

\*

Lange verharrte Charru reglos und blickte in das Gesicht des Toten.

Der Schmerz spiegelte sich nur in den Augen des jungen Mannes, seine Züge waren hart, wie aus Bronze gegossen. Noch vermochte er nichts anderes zu empfinden als diesen Schmerz über den Verlust, aber er wußte, daß die Erbschaft seines Vaters schwer lasten würde. Und er wußte, daß es Kampf geben würde, daß der letzte Wunsch des sterbenden Fürsten vielleicht das Schicksal der Tiefland-Stämme besiegelte...

Als er aufstand, umschloß seine Rechte immer noch den Schwertgriff.

Die Reflexe der Flammenwand huschten über seinen nackten Oberkörper. Die knielangen Hosen aus braunem, geschmeidigem Leder und die geschnürten Sandalen waren die einzigen Kleidungsstücke, die er trug. Es gab zuwenig Metalle im Boden der kargen Ebene, kaum genug für Waffen und Werkzeug. Charru dachte an die schimmernden Rüstungen der Priesterkrieger und straffte die Schultern.

Mit ruhigen Schritten stieg er über die Stufen des Plateaus, das sich im roten Widerschein der Flammen dehnte. Dämmerung lag über dem Land, die große Mauer schien mit den schroffen Felswänden zu verschmelzen. In der goldenen Stadt hinter der Mauer brannten Lichter, und Lichter glommen auch in der Dunkelheit jenseits des Waldgürtels, der die einfachen Holzhäuser von Mornag und die steinerne Königshalle schützte.

Gestalten traten aus dem Dunkel.

Sie hatten im Schatten der Drei Finger gewartet, schroffer, steil aufragender Felsennadeln. Charru erkannte das bronzene, fast noch kindliche Gesicht seines Bruders Jarlon, das hellere Camelo von Landres, das zerfurchte Gerinths, des Ältesten seines Volkes. Die Gesichter waren starr. Sie hatten gewartet, dem Sterbegesang gelauscht, und nun wußten sie, daß Fürst Erlend nicht mehr lebte.

Schweigend drückte Camelo die Hand seines Blutsbruders.

Sie waren gleichaltrig, und ihre Freundschaft reichte bis in die Kindheit zurück. Freundschaft, später Blutsbrüderschaft, obwohl sie von Anfang an verschieden gewesen waren. Charru, der durch eine lange und harte Schule gehen mußte, um eines Tages stark genug zu sein, die Bürde der Macht zu tragen. Camelo von Landre, der Panflöten schnitzte, die Grasharfe neben der Waffe am Gürtel trug und fast immer lachte. Sein Gesicht war heller und ebenmäßiger als das Charrus, die schwarzen Haare fielen weich auf die Schultern, die blauen Augen waren dunkler, ohne den durchdringenden Saphirglanz. Er liebte das Schwert nicht besonders - aber er verstand es besser zu führen als die meisten anderen.

Jarlon hatte erst zur letzten Regenzeit die Kriegerweihe empfangen, die ihn vom Jüngling zum Mann machte.

Er kämpfte mit den Tränen. Gerinths Hand lag auf seiner Schulter. Der alte Mann trug als einziger kein Schwert. Er war Fürst Erlends Berater gewesen, und er würde der Berater des neuen Herrschers sein. Und doch wußte Charru, daß er schon heute nacht Gerinths Rat nicht folgen würde.

Nicht folgen durfte!

Der Schwur band ihn, den er seinem Vater geleistet hatte. Aber er band nur ihn allein. Er brauchte die Rache der Priester nicht auf sein ganzes Volk zu ziehen. Charru fürchte die Stirn. Die Verantwortung, der er sich bewußt wurde, schien mit dem Schmerz in seiner Brust zu verschmelzen und preßte ihm wie eine Klammer das Herz zusammen.

Er warf das Haar zurück.

"Gerinth", sagte er leise. "Gerinth, ich habe meinem Vater versprochen, den Scheiterhaufen für ihn zu errichten und seinen Körper den Flammen zu übergeben."

Stille.

Camelos Gesicht versteinerte, Jarlon blickte erschrocken von einem zum anderen. Aus dem Schatten der Felsennadeln trat ein weiterer Mann, ein blonder, bärtiger Hüne. Karstein war es, Führer der Sippen, die sich schon immer Nordmänner genannt hatten, obwohl niemand wußte, woher diese Bezeichnung rührte.

Ruhig und bedächtig kam er näher. Seine Augen hatten ein helles Grau, das an die Nebel über dem schwarzen Fluß erinnerte, das gleiche Grau wie in Gerinths Augen.

"Ich helfe dir, Charru", sagte er schlicht. "Kein Nordmann wird je in die andere Welt gehen, ohne die Flamme der Seele zu befreien. -Es sei denn, du befiehlst es", setzte er mit einem knappen Lächeln hinzu.

Charru nickte.

Ja, wenn er es befahl, würden selbst Karsteins Nordmänner von den geheiligten Bräuchen lassen. In einer feindlichen Welt wog nichts so schwer wie der Treueeid. Er wurde aus freien Stücken geleistet und gehalten, denn die Tieflandstämme waren eine Gemeinschaft von Freien. Wer den Eid brach, hatte keinerlei Strafe zu erwarten, weder Tod noch Folter oder Sklaverei, wie sie von den Gerichten der Priester verhängt wurden. Er verlor nur seine Ehre -und mancher, dem das geschehen war, hatte den Tod in den reinigenden Flammen an den Grenzen der Welt dem Weiterleben vorgezogen.

"Es wird Krieg geben", sagte Gerinth leise.

"Und wenn!" rief Jarlon hitzig. "Sollen wir meinen Vater den Priestern überlassen? Charru hat geschworen!"

"Ja." Camelo von Landre legte die Hand auf den Schwertknauf. "Und ich habe ebenfalls geschworen: Charru die Blutsbrüderschaft und dem Fürsten Gefolgschaft! Mir hat kein schwarzer Gott offenbart, daß das Feuer unrein ist. Und die schwarzen Götter, die aus dem Felsen kommen, haben das Tiefland nie betreten!"

Wieder wurde es still.

Aus der Stadt jenseits der Mauer klang dumpf die große Trommel, die zur abendlichen Versammlung rief. Bald würden die Schreie derer herüberklingen, die von den Priestern für das Verbrechen des Ungehorsams oder Hochmuts mit glühenden Ruten gepeitscht wurden. Wie es die schwarzen Götter befahlen!

Die Götter, die manchmal durch das Tor in der Felswand unterhalb des Todestales kamen - so hieß es wenigstens. Charru preßte die Lippen zusammen und fragte sich, ob Bar Nergal es wagen würde, den König der Tiefland-Stämme vor das Gericht der Priester zu stellen.

Die Feuerbestattung war Frevel - sagten die Priester. Aber die Tieflandstämme hatten ihre Toten von jeher dem Scheiterhaufen übergeben. Charrus Blick suchte die nebelgrauen Augen des alten Mannes.

"Du rätst dagegen, Gerinth?" fragte er ruhig.

Sekunden verstrichen.

Der alte Mann schien durch alles hindurchzusehen. Dann atmete er tief, und seine Stimme klang metallisch.

"Ich rate nicht dagegen", sagte er hart. "Es ist nicht klug, aber dies ist nicht die Stunde der Klugheit. Tu, was du mußt, Charru, und ich selbst werde dir die Fackel reichen."



\*

Die Stufen der Tempelpyramide lagen im flackernden Licht der Fackeln.

Bar Nergals Robe leuchtete in düsterem Karmesin. In der Hand des Oberpriesters lag noch das Opferrmesser, aus der aufgerissenen Kehle des Fasans troff Blut in die goldene Schale. Dumpf dröhnte die Trommel und übertönte das Ächzen des letzten Verurteilten, der mit emporgereckten Armen in den Ketten des schwarzen Obeliskens hing.

Zwei Priester machten ihn los und schleiften ihn über die Plattform zu den anderen. Im Schatten der Götterstatuen lagen sie auf den Knien, um die Nacht in Reue und Gebet zu verbringen. Bar Nergals schwarze Augen funkelten. Sein Gesicht glich einem Totenschädel, fahl und erbarmungslos. Nie hatte jemand die dünnen, blutleeren Lippen lächeln gesehen.

Mit dem Opferrmesser in der Hand verharrte er, bis sich die Menge auf dem Platz am Fuß des Tempels zerstreute.

Die Priester in, ihren schwarzen und die Akolythen und Schüler in den blauen und staubfarbenen Roben neigten ehrerbietig die Köpfe. Bar Nergals Blick glitt über die goldene Stadt. Seine Stadt! Die Stadt der schwarzen Götter. Mit einem letzten dumpfen Wirbel verstummte die große Trommel. Bar Nergal wollte sich abwenden, doch dann verharrte er, als er von Ferne den Widerhall des Trommelns hörte.

War das noch Widerhall?

Der Oberpriester hob seinen schmalen Schädel und lauschte. Nein, das waren andere Trommeln. Und er hörte den dunklen, eigentümlich monotonen Gesang, der sich hineinmischte. Es waren die Trommeln der Tieflandstämme. Und es gab nur einen Anlaß, zu dem diese Ketzer und Barbaren die Trommel schlugen.

Ruckartig schwang Bar Nergal herum.

Die Priester hatten Mühe, ihm über die Plattform zu den Treppen zu folgen, die zu beiden Seiten des großen Tores nach oben führten. Bar Nergals blutrote Robe schleifte über die Stufen. Rasch stieg er aufwärts, mit einer Kraft, die nicht in seinem Greisenkörper, sondern in der Tiefe eines aufs äußerste gespannten Geistes wurzelte. Seine schwarzen Augen funkelten auf, als er die höchste Spitze der Tempelpyramide erreichte und das Tiefland überblicken konnte.

Nacht lag über den Ebenen.

Eine Nacht, der die ewigen Flammenwände ihr unruhiges, waberndes Licht liehen.

Auf dem Plateau zwischen der Stadt Mornag und den Drei Fingern loderte unübersehbar ein Scheiterhaufen, und Bar Nergal wußte, daß die Tieflandstämme den Leichnam ihres Fürsten dem Feuer übergaben.

"Häresie!" flüsterte der Oberpriester. "Frevel! Lästerung!"

Sein Mund wurde schmal wie ein Messerrücken.

Er wandte sich um. Die Priester und Akolythen warteten - warteten auf das Urteil.

"Nur Blut kann den Frevel abwaschen", sagte Bar Nergal schneidend. "Die Götter verlangen ein Opfer." Und mit einem tiefen, pfeifenden Atemzug: "Erlend von Mornag hatte eine Tochter..."

\*

Über den Ebenen loderte der Scheiterhaufen wie ein flammendes Fanal, weithin sichtbar.

Der dunkle Klang der Trommel mischte sich mit der Totenklage. Reglos standen die Männer und Frauen der Stämme im Halbkreis. Schwerer klirrten leise, die rituellen Gewänder schimmerten im Widerschein des Feuers. Charru trug den blauen Königsmantel, der schwer an seinen Schultern zerrte. Camelo von Landre stand hinter ihm, neben sich sah er Jarlons funkelnde Augen und das schöne, sanfte Gesicht seiner Schwester Arliss.

Das Trommeln schwoll an.

Prasselnd sank der Scheiterhaufen in sich zusammen, Flammen hüllten die Gestalt des Toten ein. Gerinth trat in den Halbkreis. Gerinth, der Älteste, der dem neuen Fürsten von

Mornag die Fackel gereicht hatte und aus dessen Händen er die Insignien der Macht entgegennehmen würde.

Charru kniete nieder.

Sein Herz schlug heftig, als er in das Gesicht des alten Mannes blickte. Gerinths Greisenhände drückten ihm

den schimmernden Königsreif ins Haar, und Gerinth reichte ihm das Schwert mit dem goldenen Griff, der die heilige Flamme nachbildete.

"Das Schwert des Schwurs", sagte der Alte laut. "Mein Eid und unser aller Eid für dich. Heil dir, Fürst von Mornag! Heil dir, Charru..."

"Heil, Charru!" nahmen Hunderte von Stimmen die Worte auf, und der Ruf schien über die Ebene dahinzubrausen wie ein Windstoß.

Charrus Blick wanderte von dem erlöschenden Scheiterhaufen zu der Mauer, die das Tempeltal abschirmte. Langsam schob er das Schwert seines Vaters in die Scheide. Er ahnte, daß es nicht lange dauern würde bis er es brauchte...

## II

Unter der glänzenden Kuppel des Mondsteins war der Scheiterhaufen nur ein Funke, der langsam erlosch.

Simon Jessardin hob den Kopf und warf seinem Gast einen forschenden Blick zu. Der Generalgouverneur der Venus betrachtete fasziniert die winzigen Figürchen, die sich abwandten und ihrer Spielzeugstadt zustrebten. Conal Nords Blick wanderte zu dem Tal hinter der Mauer, zu der ungleich prächtigeren I Tempelstadt, und kehrte zu der Gruppe zurück, in deren Mitte sich die Gestalt mit dein Goldreif im schwarzen Haar bewegte.

"Warum hat er das getan?" fragte der Venusier langsam.

"Was getan, mein Freund?"

"Dieses barbarische Ritual, die Feuerbestattung! Es ist wider die Vernunft. Er muß wissen, daß es seinen eigenen Tod zur Folge haben kann. Warum tat er es dennoch?"

Der Präsident der Vereinigten Planeten lächelte. "Gefühle, mein Freund. Fragen Sie den wissenschaftlichen Leiter, er kann es Ihnen vermutlich besser erklären als ich. Alle Versuchsreihen bestätigen es, und im übrigen ergibt es sich auch aus dem Studium irdischer Geschichte, daß in der Frühzeit bei einem großen Teil gewaltsamer Auseinandersetzungen der Begriff der Ehre eine Schlüsselrolle spielte."

"Ah! Aber wenn er weil, daß es ihn den Hals kostet! Es ist doch Narrheit!"

"Selbstverständlich ist es Narrheit. Um das Studium solcher Narrheiten der irdischen Vergangenheit zu ermöglichen, haben wir den Mondstein ja geschaffen."

Nord schüttelte den Kopf. Einen Augenblick nahm sein ebenmäßiges venusisches Gesicht einen nachdenklichen Zug an.

"Seltsam. So ähnlich mude es damals in den Köpfen der Merkur-Siedler ausgesehen haben."

"Merkur-Siedler?"

Simon Jessardin runzelte die Stirn. Der Venusier wart ihm einen raschen Blick zu.

"Sie erinnern sich nicht? lese Gruppe von Siedlern, die auf dem Merkur Fuß fassen wollte, durchweg junge Leute, ursprünglich vom Rat der Vereinigten Planeten für dieses Projekt ausgewählt. Es war zum Scheitern verurteilt, der Merkur erwies sich als unbewohnbar. Aber einige wenige Siedler weigerten sich aufzugeben. Sie wollten den Merkur für sich, für irgendeine Art von lächerlicher neuer Gesellschaftsform. Es war wider alle Vernunft. Und selbstverständlich war es gegen das Gesetz: eine Vergeudung von Kräften, die auf diese Weise der Gemeinschaft entzogen wurden."

"Richtig, jetzt erinnere ich mich", sagte Jessardin. "Ein Teil des Rats wollte sie damals als Rebellen eliminieren."

Ich stimmte dagegen, so viel Zähigkeit und Energie zu verschwenden."

"Worauf die ganze Gruppe auf den Mond deportiert wurde, um ihre Zähigkeit und Energie in den Bergwerken für Staat und Gesellschaft einzusetzen."

In der Stimme des Venusiers schwang ein seltsamer Ton mit. Jessardin hob überrascht die Brauen: er spürte, daß der andere von den Ereignissen, die er erwähnt hatte, in irgendeiner Weise persönlich betroffen war. Gefühle? Nun, in dieser Welt war niemand völlig frei von menschlichen Schwächen. Es ging nur darum, die Gefahren zu erkennen und mit dein Mittel der Vernunft zu beherrschen.

Conal Nord starrte immer noch in die nächtliche Miniaturwelt unter dem Mondstein.

"Und was wird jetzt geschehen?" wollte er wissen.

"Fragen wir den wissenschaftlichen Leiter! - Nummer Sechzehn, würden Sie den Professor benachrichtigen?"

Einer der Universitätsdiener verneigte sich schweigend. Hinter der Tür, durch die er sich zurückzog, flammten die Leuchtwände auf. Nur wenige Minuten später glitt die Tür von neuem auseinander, und der wissenschaftliche Leiter des "Projekts Mondstein" betrat den Museumssaal.

Er trug ein Trikot in der mattroten Farbe der Universität und einen breiten silbernen Gürtel, der seinen Rang auswies. Unter dem glatten lackschwarzen Haar wirkte sein Gesicht überraschend jung: er mußte sich vor kurzem einer Zellerneuerung unterzogen haben.

"Professor Raik", stellte der Präsident vor. "Professor, unser Gast hätte gern erfahren, was weiter geschehen wird."

Der Wissenschaftler richtete sich aus der tiefen Verbeugung auf. Er warf einen kurzen Blick auf die glänzende Kuppel. "Bisher ist alles programmgemäß verrufen?"

"Richtig. Die Reaktion dieser Barbaren läßt sich verblüffend genau vorausberechnen."

"So ist es; mein Präsident", bestätigte der Professor. "Allerdings brauchen die Priester erfahrungsgemäß lange, um sich zum Bandeln zu entschließen. Vielleicht wäre es im Interesse des Generalgouverneurs wünschenswert, den Lauf der Dinge ein wenig zu beschleunigen."

"Und wie wollen Sie das bewerkstelligen, Professor?"

"Oh." Der Wissenschaftler lächelte. "Lassen wir einen zürnenden Gott erscheinen, und unser Freund Bar Nergal wird sich beeilen, den Beleidigten zu versöhnen. Hatten Sie die akustische Überwachung eingeschaltet?"

"Nicht im Bereich der Tempelstadt. Was genau wird der Oberpriester tun?"

"Ich muß gestehen, dass ich es so exakt nicht vorhersagen kann. Lassen wir uns überraschen, mein Präsident."

"Einverstanden", sagte Simon Jessardin. "Das heißt, wenn es unseren Gast nicht zu sehr ermüdet."

Der Venusier schüttelte mechanisch den Kopf.

Er hatte nicht zugehört. Er starrte in die dunkle, glänzende Kuppel und versuchte vergeblich zu ergründen, warum er sich immer noch so lebhaft jenes längst vergessenen Projekts Merkur erinnerte und der fanatischen, unvernünftigen Siedler, die seit zwanzig Jahren in den Bergwerken des Mondes begraben waren...

Unter dem Mondstein erhellte der Widerschein der ewigen Flammenwände die Nacht.

In der steinernen Königshalle der Stadt Mornag flackerte ein Feuer in dem gemauerten Kamin an der Stirnwand. Charru hatte den Platz seines Vaters eingenommen. Zu seiner Rechten saß Arliss, das schöne, sanfte Gesicht von Trauer überschattet, zu seiner Linken Gerinth, über dessen zerfurchte Züge rötliche Reflexe huschten. Der Rat war versammelt. Das entsprach nicht dem Brauch, aber diesmal würde es nötig sein, auch in den Tagen der Trauer Entscheidungen zu treffen. Charru lauschte dem Dröhnen der großen Trommel aus dem Tempeltal, die selbst durch die steinernen Mauern der Halle drang und immer wieder vom hohen, seltsam klagenden Ton des rituellen Horns unterbrochen wurde.

"Bar Nergal ruft seine Götter", sagte Camelo von Landre düster.

"Und bald wird das Priesterheer über uns kommen." Karsteins Stimme klirrte. "Einmal, bevor ich sterbe, möchte ich einen Blick auf diese Götter werfen!"

"Dann komm mit und laß uns in die Felsen steigen", sagte Charru ruhig.

Für Sekunden blieb es still. Jarlon und Camelo richteten sich kerzengerade auf. Arliss' Augen flackerten.

"Nein", flüsterte sie entsetzt. Charru, du darfst nicht..."

"Aber wir würden wissen, ob es wirkliche Götter sind. Camelo glaubt, daß die Priester das Volk betrügen. Kurstein glaubt es auch. Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Aber ich will es wissen."

"Und warum?" flüsterte Arliss erstickt.

"Weil es wichtig für uns ist. Wenn die Menschen des Tempeltals betrogen werden, könnten wir ihnen die Augen öffnen. Wir könnten vielleicht die Macht der Priester brechen. Oder ihnen drohen, die Wahrheit zu enthüllen, wenn sie den Tiefland-Stämmen nicht ihren eigenen Glauben lassen."

Wieder sank die Stille herab.

Charru spürte Gerinths forschenden Blick. Der alte Mann lächelte, ein wenig bitter.

"Große Worte, Charru. Willst du unbedingt den Krieg?"

"Und willst du die Unterwerfung, die Sklaverei?"

"Ich will es nicht", sagte Gerinth ruhig. "Aber bedenke, daß die Felsen tabu sind. Es heißt, daß die schwarzen Götter jeden zerschmettern, der seinen Fuß wider ihren Willen auf den verbotenen Boden setzt."

"Wenn es wirkliche Götter sind", sagte Charru hart.

"Du glaubst nicht daran?"

"Würde ich mich sonst ihrem Blitzstrahl aussetzen?"

"Ja, das würdest du", sagte Gerinth mit einem matten Lächeln. "Allein, um die Wahrheit zu erfahren. Glaubst du, ich weiß nicht, wie sehr der Ruf der Trommel schon früher an dir gezerrt hat? Du wolltest es immer wissen, aber du hast das Verbot deines Vaters geachtet. Ich kann nur raten, nicht verbieten. Jetzt mußt du selbst entscheiden."

"Ich komme mit", sagte Kurstein, ohne Charrus Antwort abzuwarten.

"Ich ebenfalls!" Camelo sprang auf.

"Und ich..."

"Nein, nicht du, Jarlon. Niemand außer uns dreien. Wenn wir nicht zurückkommen, verbiete ich jedem, nach uns zu suchen. Jarlon, du wirst Gerinths Rat folgen, in allem. Versprich es!"

Die Augen des langen funkelten rebellisch. Aber er wußte, daß es jetzt keinen Widerspruch geben konnte, und nickte.

"Ich verspreche es."

"Gut. Kurstein, Camelo?"

Die beiden Männer standen auf.

Kurstein trug den rostigen Brustpanzer, den er von seinen Vätern ererbt hatte und nur selten anlegte.

Camelo ließ mit einer ungeduldigen Bewegung den rituellen Mantel von den Schultern gleiten. Beide hatten in einer unbewußten Gebärde die Fäuste um die Schwertgriffe gespannt, und fast erstaunt wurde sich Charru bewußt, daß er es ihnen leichtat.

Was vermochten Schwerter gegen den Bannstrahl der Götter?

Nichts, dachte Charru kalt. Aber die Priester fürchteten das Schwert, und wenn es darauf ankam, würden nicht einmal die Götter sie gegen den blanken Stahl schützen. Vielleicht nicht! Wenn die schwarzen Götter Betrug und Blendwerk waren. Wenn, wenn, wenn...

Charru fühlte Gerinths forschenden Blick und den verzweifelte seiner Schwester. Arliss hatte ihr Leben lang die Drohung gespürt, eine Drohung, gegen die sie sich nicht einmal wehren konnte, weil sie eine Frau war. Im Tempeltal galten Frauen nicht viel mehr als Vieh. Im Tiefland hatten sie Sitz und Stimme im Rat, auch wenn sie kein Schwert trugen. Aber wenn die Priester die Tiefland-Stämme unterwarfen, würde auch Arliss nur noch Sklavin sein, und sie wußte, daß sie ihren Bruder nicht zurückhalten durfte.

Draußen war die Luft kühl und weich wie Samt, erfüllt vom dunklen Klang der Trommel.

Charru ging voran. Die drei Männer hielten sich dicht beeinander, durchquerten den Waldgürtel und traten in den unruhigen, dunstig roten Widerschein der Flammenwände hinaus. Ihre Welt war klein und übersichtlich. Sie alle hatten seit ihrer Geburt in den Steppen des Tieflands gelebt und gelernt, sich selbst noch auf den tischflachen Ebenen mit ihren

spärlichen Dornbüschen und verstreuten Felsen unsichtbar zu machen. Und sie hatten auch gelernt, daß Schweigen besser war als Reden. Von Generation zu Generation hatte sich das geheimnisvolle Wissen vererbt. Niemand, der unter dem Mondstein lebte, wußte etwas von der Außenwelt, von den neugierigen Augen und den akustischen Überwachungsanlagen. Und doch war aus den dunklen Kammern der Überlieferung die Ahnung gekommen, daß die Bäume und Felsen Ohren hatten und daß nichts leichtfertig ausgesprochen werden durfte...

Die Felswand!

Schroff stieg sie empor und bildete einen rechten Winkel mit den Flammenwänden. Sie wurde bewacht, doch Charru hatte schon als Hinge bemerkt, daß sich die Wächter nicht gern nah an die ewigen Flammen heranwagten. Die Steine glommen in einem phantastischen Farbenspiel von Zinnober und Karmesin. Wie der Feueratem der legendären Drachen schien die Hitze die Luft zu füllen. Eine helle, flimmernde Luft, in der das Atmen schwer fiel. Charru war oft hier gewesen, hatte oft der Glut getrotzt in jenem blinden, sinnlosen Verlangen: zu ergründen, was hinter den Flammenwänden lag. Es war nicht zu ergründen. Kein Lebender konnte das - und doch fühlte Charru selbst jetzt noch den dunklen Sog, der ihn in seiner Kindheit immer wieder hier hergezogen hatte.

Die Steine waren heil unter seinen tastenden Fingern.

Als er aufwärts stieg, packte ihn sekundenlang die alte Furcht, die Angst vor dem Tabu, das er nie anerkannt hatte. Sie kletterten nicht zum erstenmal in die Felsen hinauf. Schon als Kinder waren sie oft auf dem Plateau gewesen, um ihren Mut zu beweisen und ihre Neugier zu befriedigen - aber niemals, wenn die Priester die Götter riefen. Denn vor den Augen der schwarzen Götter konnte man sich nicht unsichtbar machen. Wenn sie aus den Felsen traten, mußten sie die Frevler bemerken und zerschmettern. So sagten es die Priester, so glaubte es das Volk des Tempeltals, und Charru schauerte bei dem Gedanken, daß es wahr sein könnte.

Ein Blick zurück zeigte ihm die gespannten, verbissenen Gesichter von Karstein und Camelo im Widerschein der Flammenwand. Nur noch wenige Meter: ein Kamin, in dem der Fels natürliche Stufen bildete. Charru schwang sich über die Kante des Plateaus, blieb geduckt stehen und versuchte, irgendein Gefühl, eine Schwingung in der Atmosphäre wahrzunehmen, die Gefahr signalisierte.

Er fand nichts. Wenn hier oben eine unsichtbare Macht wirkte, dann war sie nicht zu erspüren. Sein Herzschlag beruhigte sich allmählich, und er fragte sich, ob das ganze Geheimnis der Priester nicht einfach nur die Angst war.

Wenn man die Angst besiegte- konnte man dann auch die Priester besiegen?

Nicht mit Waffen. Aber vielleicht, wenn man den Menschen des Tempeltals die Augen öffnete, wenn man ihnen die Furcht nahm? Charrus Blick glitt über die ausgestorbene Stadt, über die Menschen, die sich auf dem Plateau vor der Felswand im Hintergrund des Tals versammelt hatten. Nein, sie würden nie gegen die Priester rebellieren. Sie standen da in stummer Furcht, lauschten dem Klang der Trommel und der hohen, gespenstisch monotonen Melodie des Horns und warteten auf die Offenbarung.

"Gehen wir näher heran", murmelte Camelo mit gepreßter Stimme.

Charru nickte nur.

Schweigend glitten sie weiter, suchten sich ihren Weg zwischen Felsblöcken und niedrigem Dornengestrüpp. Hier oben gab es keine Wächter. Auch nicht drüben im Todestal, wo der schwarze Fluß entsprang, um sich schließlich im kochenden Nebel am Ende der Welt zu verlieren. Charru hatte nie begriffen, wie dieser Fluß überhaupt möglich war, wo das Wasser herkam. Sein Ursprung lag in den gleichen Felsen, aus denen die Götter hervortraten - Felsen, die ein geheimnisvolles Zentrum der Macht verbergen mußten...

Sie hatten den Rand des Plateaus erreicht.

Hier fielen die Wände nur wenige Meter schroff ab und gingen dann in sanfte, bewachsene Hänge über. Der Kuppelbau des Tempels verwehrte den Blick auf die Stadt, doch in den Straßen herrschte jetzt ohnehin kein Leben. Nur das Plateau vor der Felswand wurde von Fackeln erhellt. Dicht an dicht standen die Menschen und starrten hinauf zu der hoch aufgerichteten Gestalt des Oberpriesters in der roten Robe. Bar Nergal breitete die Arme aus. Immer lauter dröhnte die Trommel, der Ton des Horns wurde zum schrillen Kreischen -

und von einer Sekunde zur anderen hing ein dumpfes Grollen in der Luft, das aus der Tiefe der Erde selbst zu kommen schien.

Charru hielt den Atem an.

Er sah, wie sich die Felswand öffnete, wie ein Riß im Gestein entstand, hörte das Krachen und Bersten. Das Trommeln verebbte. Mit einem Ton, der die Nerven bloßlegte, verstummte das Horn, und die Stille schien sich wie ein Leichentuch herabzusenken.

Charru warf den Kopf herum.

Er hatte geglaubt, gehofft, daß ihn seine Augen trogen, doch die unverhüllte Angst in den Gesichtern seiner Begleiter beseitigte jeden Zweifel. Auch sie sahen es. In der Felswand über dem Plateau hatte sich ein Tor aufgetan - und aus dem Dunkel trat etwas, schwärzer noch als schwarz, bei dessen Anblick sich Charru in kreatürlicher Furcht verkrampfte.

Die schwarzen Götter.

Einer von ihnen...

Riesenhaft, doppelt so groß wie ein Mensch, umhüllt von einer dunklen, schimmernden Rüstung. Schwarz war auch das Gesicht: eine verzerrte Fratze mit entblößten Zähnen und rotglühendere Augen. Die Menge auf dem Plateau stöhnte auf, und selbst Bar Nergals hohe Gestalt schien zu erzittern.

Ein dröhnendes, langgezogenes Brüllen brach sich zwischen den Felswänden.

Die Menschen schrien, warfen sich in jähem Entsetzen nieder. Bar Nergal sank auf die Knie und streckte flehend die Arme empor. Dunkel begriff Charru, daß etwas anders sein mußte als sonst, daß die schwarzen Götter zürnten - und im nächsten Moment sah er die grellen Blitze, die aus den Augen des schrecklichen Wesens zuckten.

Blitze, die die Nacht zerrissen, Bar Nergal zu Boden schleuderten, die Menschen in schreiende Wahnsinnige verwandelten. In panischem Schrecken warf sich Charru herum, taumelte gegen einen Felsblock und preßte den Arm über die Augen. Sein Herz trommelte wie rasend, die Gewalt der Wahrheit schüttelte ihn. Die schwarzen Götter waren wirklich! So wirklich wie das Tabu, so wirklich wie der Blitzstrahl, der ihn zerschmettern würde...

Das Inferno endete so plötzlich, wie es ausgebrochen war.

Charru hörte das Bersten und Knirschen, mit dem sich die Felswand schloß, das vielstimmige Geschrei, das jetzt den Klang maßloser Erleichterung hatte, das Dröhnen der wieder einsetzenden Trommel. Der Gott war verschwunden. Er hatte Blitze geschleudert und seine Stimme im Zorn erhoben, aber er war verschwunden, ohne die Verletzung des Tabus zu rächen. Charru ließ den Arm sinken und sah sich um. Kurstein und Camelo starrten ihn an, immer noch zitternd. Der blonde Nordmann war wie versteinert. Camelo schüttelte den Kopf und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen.

"Wir haben sie gesehen", flüsterte er. "Die schwarzen Götter... Sie kommen wirklich aus den Felsen..."

"Ja, wir haben sie gesehen." Charru atmete tief, um sich aus dem Würgegriff der Angst zu befreien. "Aber wir leben noch. Wir haben das Tabu gebrochen und leben noch. Was immer sie sind - sie sind jedenfalls nicht allwissend."

"Und wenn das Tabu nur eine Erfindung der Priester ist?" fragte Camelo beklommen.

"Du meinst - damit sie nicht von den Plateaus her angegriffen werden, so wie damals im Dürre-Krieg?"

"Ja. Damals gab es das Tabu noch nicht. Und die schwarzen Götter haben sich um den Krieg nicht gekümmert."

Charru nickte nachdenklich.

Nein, die Götter hatten sich nicht um den Krieg gekümmert. Sie hatten nicht einmal den Tod ihrer Priester gerächt. Warum zürnten sie dann jetzt, weil ein anderes, geringeres Tabu verletzt worden war? Oder zürnten sie gar nicht? Konnte es nicht sein, daß es ihnen ganz gleichgültig war, auf welche Weise die Toten bestattet wurden? Daß die Priester nur einen Vorwand suchten, um alle Macht an sich zu reißen?

Aber er, Charru, hatte den zürnenden Gott gesehen.

Hieß das dann, daß eine Feuerbestattung ein größerer Frevel war als der Mord an einem Priester?

Oder waren die Götter launisch? Entsprangen die Gesetze, ~ um derentwillen schon so viele Menschen gestorben waren, nur der Willkür?

Charru preßte die Lippen zusammen.

Ein dunkler Zorn regte sich in ihm. Er hatte die Götter gesehen und sie als grausame, willkürliche Götter erkannt. Das war schlimmer, als wären sie nur Blendwerk gewesen, es war das Ende der Hoffnung. Charrus Hände ballten sich, und in einem wilden, rebellischen

Aufbäumen beschloß er, die Wahrheit auch weiter zu leugnen.

"Wir wissen immer noch nicht, ob es wirkliche Götter sind", stieß er hervor. "Vielleicht sind es Standbilder. Vielleicht haben die Priester die Möglichkeit, diese Blitze selbst zu erzeugen. Wir wissen es nicht!"

"Nein, wir wissen es nicht", sagte Karstein hart. "Aber wir wissen was die Priester tun werden. Sie werden Krieg führen."

"Vielleicht. Vielleicht begnügen sie sich aber auch damit, mich vor ihr Gericht zu stellen."

"Charru..."

"Glaubst du, ich lasse zu, daß die Tiefland-Stämme versklavt werden, wenn ich es verhindern kann? Wir müssen es abwarten, Karstein. Kommt, gehen wir zurück."

Der dumpfe Trommelwirbel begleitete sie, als sie erneut über das Plateau huschten.

Über ihren Köpfen färbte sich die blaue Kuppel mit dem ersten Licht des anbrechenden Tages. Der Morgen würde die Entscheidung bringen.

\*

"Ein beeindruckender Auftritt", stellte Conal Nord fest.

Der Präsident lächelte. "Möchten Sie den schwarzen Gott persönlich kennenlernen?"

"Das ist möglich?"

"Selbstverständlich. Kommen Sie!"

Die beiden Männer wandten sich von der schimmernden Halbkugel ab, die sich allmählich heller färbte. Unter dem Mondstein dämmerte der Morgen. Die Priester rüsteten, drei winzige Figürchen kletterten in den Felsen herum -vergeblich versuchte Conal Nord, sich vorzustellen, daß es wirkliche Menschen waren, daß ihre Vorfahren auf der zerstörten Erde und später in einem Reservat des Mars gelebt hatten.

Eine Wendeltreppe führte durch gewölbte Leuchtwände wie durch eine Röhre nach unten.

In den Kellerräumen bestanden die Wände aus einfachem grauem Einheitswerkstoff. Lichtgitter an den Decken sorgten für Helligkeit. Der Treppenschacht lag am Ende einer großen Halle, die von einer Reihe ähnlich geformter, aber durchsichtiger Transportschächte unterteilt wurde. Conal Nord betrachtete neugierig die Container, die sich auf und ab bewegten, und die Menschen auf den kleinen Plattformen zur Personenbeförderung: Universitätsdiener in ihren roten Trikots, Techniker in blauen, glänzenden Schutzanzügen, Uniformierte mit geschulterten Strahlenwaffen, unterwegs, um irgendwo die Wachen abzulösen. Das ferne Dröhnen einer Pumpenanlage hing in der Luft. Nord dachte an den Fluß in der Welt unter dein Mondstein, doch dann sagte er sich, daß eine Anlage von der Größenordnung, wie sie für diese läppische Schüssel voll Wasser gebraucht wurde, bestimmt nicht solchen Lärm machte.

"Das Wasserwerk von Kadnos", erläuterte Simon Jessardin. "Es liegt in der Nähe. Strom- und Wasserversorgung fallen in den Verwaltungsbereich der Universität."

Der Venusier nickte nur.

Was fiel nicht in den Verwaltungsbereich der Universität? Während er dem Präsidenten durch einen der kahlen Flure folgte, überlegte Conal Nord, daß die Universität von Kadnos



im eigentlichen Sinne das Zentrum der Vereinigten Planeten war. Das Zentrum und der Lebensnerv. Alles Wissen wurde hier gespeichert, die Entscheidungen des Rats stützten sich stets auf die Erkenntnisse der Wissenschaft, von hier aus wurde das tägliche Leben der marsianischen Bürger geregelt. Die Wissenschaft hatte das Modell des bestmöglichen Staates entwickelt, die Wissenschaft entschied über das Zusammenleben der Menschen, die geeignete Tätigkeit für jeden einzelnen, die Zahl seiner Kinder, die Art seiner Vergnügungen, die Zeit, die er seine Kräfte in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen hatte. Das entsprach der Vernunft, und da es so war, befand sich das System im Recht, wenn es Gehorsam verlangte. Unvernunft und Egoismus waren die Kräfte, die vor mehr als zweitausend Jahren die Erde zerstört hatten. Man durfte sie nicht mehr dulden. Wer nicht freiwillig der Vernunft gehorchte und der Gemeinschaft diente, der wurde gezwungen. So wie jene Merkur-Siedler gezwungen worden waren, die jetzt für den Rest ihres Lebens in den Bergwerken des Mondes schufteten.

Conal Nord versuchte, die beunruhigenden Gedanken abzuschütteln.

Einer der Merkur-Siedler war sein Bruder gewesen, was nur sehr wenige Eingeweihte wußten. Aber das Gesetz traf jeden ohne Ansehen der Person, und das war gut so. Als Generalgouverneur der Venus hätte Conal Nord seinen Bruder retten können. Er hatte es nicht getan, denn es durfte keine Sonderrechte und Privilegien geben. Und er war auch heute noch überzeugt, die richtige Entscheidung getroffen zu haben.

Warum nur fiel ihm gerade jetzt diese alte Geschichte wieder ein?

Der Venusier lächelte mechanisch, als er Simon Jessardins forschenden Blick spürte. Vor ihnen glitt eine Tür auseinander und gab den Blick in einen quadratischen, völlig leeren Raum frei. Wächter mit Strahlenwaffen standen an den Wänden und salutierten. Nord nickte ihnen zu, dann konzentrierte er sich auf die Glasscheibe, die die ganze Stirnwand des Raums einnahm.

Was dahinter lag, war ein schimmernder Tunnel, der sich wie in einer grotesken Verzerrung der natürlichen Perspektive verjüngte.

Conal Nord runzelte die Stirn. Er konnte beim besten Willen nicht erkennen, was am Ende des Tunnels lag: die Wände schienen zusammenzulaufen und zu verschmelzen. Aber dafür glaubte er jetzt, auf der schimmernden Glasfläche die feinen Linien einer Tür zu entdecken. Er wandte sich Simon Jessardin zu und hob fragend die Brauen.

"Dieses Material- ist es Mondstein?"

"Ja. Der Tunnel bildet die Schleuse, die die Mikro-Transzendenz ermöglicht. Theoretisch wäre es jedem von uns möglich, die Welt unter dem Mondstein zu betreten.

"Und wo würden wir herauskommen? In dem Felsentor?"

"Richtig. Es ist der einzige Weg." Nicht einmal Simon Jessardin oder der wissenschaftliche Leiter des Projekts wußten, daß es in Wahrheit noch einen zweiten Weg gab. "Schauen Sie", sagte der Präsident. "Es ist soweit."

Conal Nord hatte die Bewegung am Ende des Tunnels bereits entdeckt.

Ein winziges schwarzes Figürchen, scheinbar unendlich weit entfernt. Der Venusier wich unwillkürlich einen Schritt zurück, als er sah, mit welcher unbegreiflicher Geschwindigkeit sich die Gestalt näherte. Dann machte er sich klar, daß dieser Eindruck täuschte. Die Figur in der schwarzen Rüstung war überhaupt nicht weit entfernt gewesen. Sie wuchs. Sie brauchte nicht mehr als ein Dutzend Schritte, um den Tunnel zu passieren, und dabei wurde sie im gleichen Maße größer, in dem Maße und Breite des Tunnels zunahm.

"Phantastisch", murmelte Conal Nord.

"Das ist es wohl." Jessardin lächelte. Auch er beobachtete gespannt, wie die Tür in der glasklaren Wand auseinanderglitt und sich hinter der schwarzen Gestalt lautlos wieder schloß. Im hellen Licht erkannte der Venusier, daß die verzerrte Fratze des Wesens aus dem gleichen schimmernden Plastikmaterial bestand wie die Rüstung. Die Gestalt zerrte sich als erstes die Handschuhe herunter, und es wirkte fast gespenstisch, wie die weißen Hände zum Kopf hochtasteten, irgendwelche Kontakte berührten und mit einem Ruck den schwarzen Helm abnahmen.

Das glatte, ein wenig erhitzte Gesicht eines Wachmanns kam zum Vorschein.

Er verneigte sich tief: es war eine Ehre, daß sich der Präsident und der Staatsgast von der Venus für seine Arbeit interessierten. Simon Jessardin lächelte.

"Wie fühlt man sich als blitzeschleudernder Gott, Nummer dreißig?" fragte er.

"Ich... ich weiß nicht, mein Präsident. Ich tue meine Pflicht."

"Wie heißen Sie, Nummer dreißig?" erkundigte sich der Venusier.

Der Mann schluckte verwirrt. Es war nicht üblich, nach seinem Namen gefragt zu werden. "Baral Kane, Herr", stammelte er.

"Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Kane. Sind Sie eigentlich noch nie in die Versuchung geraten, einen Spaziergang unter dem Mondstein zu unternehmen?"

Der Mann wurde rot, dann wieder blaß, und schüttelte heftig den Kopf. Er war völlig verwirrt, und Conal Nord gestand sich ein, daß das nur logisch war.

Der Wachmann Nummer dreißig tat seine Pflicht.

Man hatte ihn nicht gelehrt, unvernünftige Fragen zu beantworten. Der Venusier wußte selbst nicht, wieso er diese verrückte Frage überhaupt gestellt hatte.

Vielleicht, weil er sich selbst plötzlich wünschte, einmal die Welt unter dem Mondstein betreten zu können.

Und er wußte auch, warum. Weil er spürte, daß er dann vielleicht etwas erfahren würde, das er zwanzig Jahre lang nicht verstanden hatte, die zwanzig Jahre seit dem Scheitern des Projekts Merkur.

\*

Die Kuppel schimmerte im hellen, klaren Blau des Morgens. Die ganze Nacht hatte die große Trommel gedöhnt. Die Tiefland-Stämme wußten, was das bedeutete: das Priesterheer rüstete. In der Königshalle von Mornag tagte der Rat. Charru hatte bereits entschieden. Doch außer Gerinth fand er niemanden, der ihm zustimmte, und selbst der Alte schien uneins mit sich selbst. Was die Stämme wollten, war leicht zu sehen: sie standen mit Schild und Schwert auf dem Platz vor der Halle, bereit zu kämpfen. Aber Charru wollte den Krieg nicht. Er hatte den Schwur seines Vaters nicht erfüllt, um sein Volk einem schrecklichen Schicksal auszuliefern.

Als er aus der Halle trat, war die Stille so dicht, daß man eine Nadel fallen gehört hätte.

Die Trommel im Tempeltal schwieg. Gleich würden sich die Tore in der großen Mauer öffnen. Charru hatte den blauen Königsmantel um die Schultern gelegt und trug den Schild mit der goldenen Flamme.

"Niemand hebt das Schwert, ehe ich es befehle", sagte er in das gespenstische Schweigen hinein. "Auch die Priesterkrieger sterben nicht gern, und selbst ein Sieg würde sie viele Tote kosten. Wenn sie die Herrschaft über das Tiefland wollen, werden wir kämpfend untergehen. Wenn sie nur einen Schuldigen suchen, wird es zwischen mir und Bar Nergal entschieden, und niemand mischt sich ein."

"Wenn du dich nur nicht irrst", sagte Camelo von Landre durch die Zähne. Charru fuhr herum. Ihre Blicke kreuzten sich. "Du hältst dich an meinen Befehl, Camelo! Niemand wird sich einmischen."

Der andere antwortete nicht. Charru war nicht sicher, ob er gehorchen würde, diesmal nicht. Aber auch Camelo wußte, wie die Zukunft der Stämme aussah, wenn es zum Krieg kam. Er würde auf jeden Fall nicht leichtfertig handeln.

Das Knarren der schweren Tore klang seltsam dünn in der morgendlichen Stille.

Charru wandte sich ab und schritt schweigend voran durch den Schatten des Waldgürtels. Das schimmernde blaue Licht der Kuppel lag über der Ebene. Die Mauer war fern, die beiden Tore gähnten wie geöffnete Rachen. Rachen, die Menschen ausspien, Reihen um Reihen gerüsteter Krieger, das Heer der Priester. Ihr Gleichschritt dröhnte, als wolle er die Felsen erzittern lassen. In breiter Front fächerten sie auseinander, wälzten sich wie eine silberne Woge näher, und das Licht ließ glitzernde Reflexe von ihren Lanzen und Schwertern sprühen.

Bar Nergals schwarze Sänfte war nicht zu sehen.

Im Zentrum des anrückenden Heers ritt eine Gruppe von Priestern und Akolythen, doch der Oberpriester hatte es vorgezogen, im Tempel zu bleiben. Heißer, würgender Zorn flammte in Charru auf. Er hatte sich mit jeder Faser darauf vorbereitet, Bar Nergal in sein Totengesicht zu sehen, ihn mit der Kraft der Wahrheit zu schlagen, ihn zu zwingen, das Lebensrecht der Tiefland-Stämme anzuerkennen. Es mußte möglich sein, zu einer Verständigung zu kommen. Aber nicht mit den untergeordneten Priestern, diesen hirnlosen Marionetten, die ihr Leben in Furcht und Gehorsam verbrachten wie alle anderen Bewohner des Tempeltals.

Sie verharrten in Rufweite und zügelten ihre Pferde. Neben und hinter ihnen kam das ganze Heer zum Stehen - das funkelnde, gleißende Bild einer beklemmenden Übermacht.

Einer der Priester lenkte sein Pferd noch ein paar Schritte weiter.

Unter der Kapuze der dunkelblauen Kutte war sein Gesicht nur undeutlich zu sehen. Er hielt eine Schrittrolle in der Hand, von der er ablas. Seine Stimme schwankte leicht und paßte nicht zu den tönenden Worten.

"Frevel ist geschehen!" rief er. "Die Tiefland-Stämme haben das Tabu gebrochen und die Götter beleidigt. Ihr furchtbarer Zorn wird über die Welt kommen und uns alle vernichten."

Charru wart den Kopf in den Nacken.

"Nein!" rief er zurück. "Nicht, wenn die Götter gerecht sind."

Die Schrittrolle in der Hand des Priesters zitterte leicht. Bar Nergal hätte vielleicht geantwortet, aber nicht diese Marionette. Es war sinnlos, erkannte Charru. Die Priester hatten bereits entschieden. Sie würden ihn vor das Gericht des Tempels stellen, und vielleicht war das gut so - denn dann endlich würde er Bar Nergal von Angesicht zu Angesicht gegenüberstellen.

"Frevel ist geschehen! Schrecklicher Frevel!" Die Stimme wurde lauter, schriller, lächerlich hoch. "Niemand darf ungestraft das Gesetz brechen. Die Götter verlangen ein Opfer zur Besänftigung ihres Zorns. Blut muß den Frevel abwaschen, Blut allein kann es..."

Charru lauschte schweigend dem hysterischen Singsang.

Ein Opfer... So war das also. Seine Lippen krümmten sich zu einem bitteren Lächeln, und der Priester schwieg verwirrt.

"Wer?" fragte Charru in die tödliche Stille.

Und die Antwort kam sofort. Lind schien sich in sein Hirn zu bohren wie ein glühendes Messer.

"Arliss! Arliss von Mornag, Prinzessin des Tieflands." Seine Schwester!

Das konnte, das durfte nicht sein. Er hatte erwartet, seinen eigenen Namen zu hören, und er wäre diesen Weg gegangen. Sich selbst konnte er opfern. Nicht Arliss! Die Priester wußten es, und mit schmerzhafter Plötzlichkeit erkannte Charru die teuflische Logik, die in Bar Nergals Plan lag.

Er wollte die Macht, doch er wollte sich nicht vor den Augen der Welt ins Unrecht setzen.

Und Charru wußte jetzt auch, daß Bar Nergal log, wenn er behauptete, die schwarzen Götter hätten Arliss von Mornag als Opfer verlangt. Wenn sie wirkliche Götter waren, hätten sie den verlangt, der das Tabu gebrochen hatte. Aber Bar Nergal wollte niemanden, von dem er annehmen mußte, daß er sich vielleicht freiwillig stellte: Er wollte Krieg, und er hatte das Opfer gewählt, von dem er sicher war, daß die Stämme es nicht ausliefern würden.

Charrus Augen glitten über die endlose Reihe der Priesterkrieger. Hinter sich hörte er das Scharren von Füßen, fühlte förmlich, wie sich die Männer dichter zusammenschlossen. Er brauchte sich nicht umzusehen. Und es bedürfte auch keiner Worte mehr. Es würde ein aussichtsloser Kampf sein - doch er war so unaufhaltsam wie das Schicksal selber.

"Arliss von Mornag!" wiederholte die schrille Stimme des Priesters. "Bringt sie zu mir und..."

"Nein", sagte Charru fest.

Seine Hand senkte sich auf den Schwertgriff. Gerinth trat mit ruhigen Schritten neben ihn, Camelo glitt an seine andere Seite. Schilde klirrten gegeneinander, und als Charru den Kopf

wandte, entdeckte er Karstein mit grimmigem Gesicht an der Spitze seiner blonden, bärtigen Nordmänner und Jarlon zwischen ihnen.

Sie würden ihn schützen, ohne daß er es merkte. Und Gerinth und Camelo waren entschlossen, ihn, Charru, auf die gleiche Art zu schützen, erkannte er. Nur, daß sie es damit nicht so leicht haben würden. Er lächelte, und wieder ließ dieses unbegreifliche Lächeln den Priester zusammenzucken.

Er riß den Arm hoch.

Die Papierrolle entglitt seiner Hand und flatterte zu Boden. Ein vielstimmiger Schrei ertönte, und dann mischte sich das leise Klirren unzähliger Waffen zu einem drohenden metallischen Singen, als die Reihen der Krieger vorrückten und sich vor den berittenen Priestern zu einem schützenden Wall zusammenschlossen.

"Gerinth?" sagte Charru leise.

"Ja, Fürst?"

"Nimm dir zwei Männer und versuche, Arliss wegzubringen, sobald das Getümmel losbricht."

"Ja, Fürst."

Gerinth stellte keine Fragen. Charru wußte, daß der alte Mann verstanden hatte.

Wenn es an der Zeit war, würde Arliss von Mornag den reinen Tod in den Flammen dem Opfermesser der Priester vorziehen.

\*

Die Kuppel des Mondsteins glänzte im kalten, klaren Licht des Museumssaals.

Simon Jessardin hatte die Universitätsdiener angewiesen, die akustische Überwachung auszuschalten. Es war unnötig, sich der Tortur von Kampflärm, Waffenklirren und Todesschreien auszusetzen. Auch Conal Nord empfand die Stille wohltuend. Aber zugleich mußte er gegen eine seltsame Regung von schlechtem Gewissen ankämpfen - als sei es seine Pflicht, dies alles bis zur bitteren Neige auszukosten.

Vielleicht stimmte das auch.

Das barbarische Schauspiel dort unten war nicht der Krieg eines wahnsinnigen Oberpriesters, sondern der Krieg der marsianischen Wissenschaft. Und er war zu seiner, Conal Nords, Unterhaltung inszeniert worden.

Oder nicht? Der Venusier machte sich klar, daß das Experiment der Friedensforschung diene, der Zukunft der Menschheit. Trotzdem hätte er gern die Augen geschlossen - doch das unerklärliche Gefühl der Verpflichtung zwang ihn, keinen Blick von dem schrecklichen Gewimmel auf der Ebene zu lassen.

Ersah, wie die Übermacht der gerüsteten Krieger auf den verlorenen Haufen halb nackter, nur mit Schild und Schwert bewaffneter Wilder stieß.

Ersah, wie Waffen aufeinanderprallten, Funken stoben, Blut floß, wie die Krieger des schwarzhaarigen Mannes mit den blauen Augen unbegreiflicherweise nicht hinweggefegt wurden, sondern der Übermacht standhielten. Warum dieser aussichtslose Kampf, fragte sich Conal Nord. Es war sinnlos und unvernünftig, sie wußten es und kämpften dennoch. Etwas war in ihnen, das die gesamte Wissenschaft der Vereinigten Planeten nicht zu erklären vermochte. Etwas, das Weltbrände entfachen konnte, das zu sinnlosen Greueln führte oder zu sinnlosen Opfern, wie sie vor zwanzig Jahren die Merkur-Siedler gebracht hatten.

Conal Nord fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

Gebannt hingen seine Augen an den Figürchen, die sich um einen weißhaarigen alten Mann scharten. Ihr Versuch, die Stadt Mornag zu erreichen, scheiterte noch vor dem Waldgürtel. Priesterkrieger holten sie ein, schnitten ihnen den Weg ab, trieben sie zurück, während andere die schwache Verteidigung der Königshalle überrannten. Der Venusier sah das Mädchen, das mit brutaler Gewalt weggeschleppt wurde, und glaubte auch ohne die akustische Überwachung den Wutschrei der Tiefland-Krieger zu hören. Minutenlang wogte das Gemetzel noch wilder und verzweifelter, und dann hatte das überlegen Priesterheer die

Ebene förmlich leergefegt.

Die Krieger in ihren schimmernden Rüstungen fluteten zurück, als würden sie von den offenen Toren in der Mauer aufgesogen.

Conal Nord sah das gefesselte Mädchen auf einem der Pferde, die verwüstete Königshalle, die Toten und Verwundeten auf der Ebene. Einzelne Figürchen richteten sich mühsam wieder auf, vom Waldgürtel her kam eine Gruppe taumelnder, blutbesudelter Gestalten. Der Venusier erkannte den weißhaarigen alten Mann unter ihnen. Nords Blick suchte den Anführer der Tiefland Stämme, und er entdeckte ihn bewußtlos zwischen den schwarzen Felsen der Ebene.

"Kommen Sie", sagte Simon Jessardin ruhig. "Die Entscheidung ist gefallen. Jetzt wird nur noch von Interesse sein, auf welche Weise die Priester die Besiegten in ihre Herrschaft eingliedern."

"Und was geschieht mit dem Mädchen?"

"Sie wird den schwarzen Göttern geopfert. Aber das ist ein unerfreuliches Schauspiel, das wir uns besser ersparen sollten."

Nein, dachte der Venusier.

Ihr sollten wir es ersparen.

Er fragte sich plötzlich, mit welchem Recht die Wissenschaft der Vereinigten Planeten den alten Fluch der Menschheit auf eine Gruppe unschuldiger Opfer abwälzte. Und während er neben dem Präsidenten den Museumssaal verließ, wußte er, daß das dem äußeren Anschein zum Trotz durchaus keine unvernünftige Frage war...

### III

"Charru! - Charru..."

Die Stimme klang fern. Charrus Bewußtsein kämpfte sich mühsam zurück an die Oberfläche. Er sah Camelos Gesicht über sich, als er die Augen öffnete, dann wurde dieses Gesicht vom aufblitzenden Bild einer Erinnerung verdrängt: Arliss, die die Priesterkrieger aus der zerstörten Königshalle zerrten...

Mit einem Ruck richtete er sich auf.

"Arliss?" fragte er flüsternd.

Camelos Schweigen war Antwort genug. Seine blauen Augen hatten sich verdunkelt, aus dem hellen, schönen Gesicht schien das Lächeln für immer weggewischt. Charru hob den Kopf und begegnete den Blicken Gerinths, Karsteins und der Nordmänner.

"Jarlon?" flüsterte er.

"Ich bin hier." Die Stimme klang fremd und erstickt.

"Jesco? Gillon von Tareth? Kormak?"

"Jesco fiel", sagte Gerinth. "Kormak ist verwundet. Brak und die Hälfte der Nordmänner starben in der Halle."

"Die Kinder..." sagte Charru tonlos.

Er bekam keine Antwort. Frauen und Kinder waren in der Halle versammelt gewesen, von der nur noch die steinernen Außenwände standen. Die Trümmer rauchten. Wenige hatten fliehen können und überlebt. Mütter mit kleinen Kindern, denen das Grauen die Lippen versiegelte. Junge Frauen und Mädchen, die mit den Schwertern der gefallenen Männer weitergekämpft hatten. Charrus Blick glitt über die Ebene. Yasson und Garim... Derek, Mark, Michael...Dutzende von Toten lagen in ihrem Blut. Verwundete stöhnten, und stumm und bleich bewegten sich Männer und Frauen über das Schlachtfeld, um zu helfen, wo es noch möglich war.

Charru fühlte die Müdigkeit wie ein unerträgliches Gewicht, das auf seinen Schultern lastete.

Er wandte den Kopf und starrte mit erloschenen Augen zu der großen Mauer hinüber, hinter der die prächtigen Kuppeln der Tempelstadt im blauen Licht glänzten. Die Trommel dröhnte wieder. Sie würde den ganzen Tag dröhnen, bis in die Nacht. Die Priester würden das Opfer vorbereiten, die Menschen im Rhythmus auf den Straßen und Plätzen stampfen und ihre Gebete heulen, bis sie in Trance und Wahnsinn fielen. Sie kannten nur Furcht, und sie würden begierig dem grauenhaften Schauspiel zuschauen. Charru schloß die Augen. Er sah Arliss' Leib auf dem schwarzen Block im Schatten der Götterstatuen. Er sah Bar Negals Totengesicht über der düsteren roten Robe, und wie eine lautlos steigende Flut wuchs der Haß in ihm, bis er sich zu einem Entschluß formte.

Er würde Arliss retten oder sterben.

Oder den Oberpriester töten! Denn wenn ihm das gelang, würde im Tempeltal ein unvorstellbares Chaos ausbrechen, würden sie Zeit gewinnen...

Als er sich wieder umwandte, lag ein kalter Glanz in seinen blauen Augen. Schweigend sah er seine Freunde an, und es gab nicht einen unter ihnen, der ihn nicht ohne Worte verstanden hätte.

"Ich komme mit", sagte Jarlon überraschend ruhig. "Sie ist meine Schwester."

"Wir alle!" knurrte Kurstein tief in der Kehle. "Wir werden..."

Charru schüttelte den Kopf. "Das wäre sinnlos, Kurstein. Wir sind besiegt, wir können nichts im offenen Kampf erzwingen. Camelo, Jarlon und ich werden gehen."

"Du willst wirklich Jarlon mitnehmen?" fragte Gerinth leise.

"Ich muß. Arliss ist seine Schwester, und niemand hat das Recht, ihn zurückzuhalten. Jetzt nicht mehr."

Gerinth nickte. Ruhig hob er den Kopf und blickte in die blaue, leuchtende Kuppel hinauf.

"Wartet die Dunkelheit ab", sagte er. "Wir werden die Scheiterhaufen entzünden und die Toten den Flammen übergeben. Vielleicht wird es euch die Wut der Priester dann ein wenig leichter machen..."

\*

Tief in den Gewölben unter dem Tempel erwachte Arliss von Mornag aus der Bewußtlosigkeit.

Der Schmerz von den Stricken, die in ihre Arme schnitten, war die erste Wahrnehmung. Der Steinboden unter ihrem Körper fühlte sich feucht und glitschig an, und sie hörte das Riesel des Wassers, das in dünnen Rinnsalen über die Wände lief. Ein fernes, dumpfes Dröhnen ließ die Luft vibrieren: die große Trommel, die den Sieg verkündete und den Takt zu den endlosen Gebeten gab, mit denen die Menschen die zürnenden Götter zu besänftigen suchten.

Aber die schwarzen Götter ließen sich nicht durch Gebete versöhnen.

Die Götter des Tempeltals waren grausam und blutrünstig, sie verlangten nach Menschenopfern. Arliss richtete sich auf und blickte in den roten Fackelschein, der den Gang vor ihrem Gefängnis erhellte. Das Gitter glänzte matt: armdicke Eisenstäbe, deren Schlösser und Riegel unerreichbar in die Mauern eingelassen waren. Arliss wußte, daß es unmöglich war, aus den Kerkern des Tempels zu entkommen. Und selbst wenn es anders gewesen wäre - sie hätte nicht gewußt, wohin sie fliehen sollte.

Die Stämme waren besiegt.

Die Königshalle von Mornag lag in Schutt und Asche, das Priesterheer hatte die Streitmacht des Tieflands überrollt wie eine Woge. Dies war das Ende. Zweihundert Jahre hatten sich die Stämme mit ihren geringen Mitteln gegen die ständig wachsende Macht des Tempeltals behauptet. Zweihundert Jahre hatten das Königsgeschlecht von Mornag, die Nordmänner, die Sippen von Landre, Tareth und Garraton und all die anderen ihre Freiheit bewahrt. Jetzt waren die Überlebenden wehrlos. Jetzt blieb ihnen nur noch die Wahl zwischen der Sklaverei und dem Tod in den ewigen Flammen - dem Tod, der Arliss verwehrt worden war...

Sie hätte fliehen können.

Aber wer brachte es fertig zu fliehen, wenn in einem brennenden Haus Mütter und Kinder um ihr Leben kämpften? Einige hatten sich retten können, ein paar mit Arliss' Hilfe. Und die Priester würden nicht die Kinder töten, so grausam konnten sie nicht sein. Die Kinder würden aufwachsen, in der Sklaverei vielleicht, aber sie würden leben und mit ihnen die Flamme in ihren Herzen...

Arliss von Mornag lehnte den Kopf gegen die Mauer und starrte in den Fackelschein.

Ihre Seele war ruhig. Der Tod bedeutete ihr nichts. Es war leichter zu sterben als weiterzuleben und die Herrschaft der schwarzen Priester zu ertragen.

Niemand, schwor sie sich, würde die Töchter Erlend von Mornags zittern sehen...

\*

Die Dämmerung mischte das verblässende Blau der Himmelskuppel mit dem Widerschein der Flammenwände zu malvenfarbenen Schatten.

Lodernde Scheiterhaufen blieben hinter den drei Männern zurück, die sich ihren Weg über die Ebene suchten. Flammende Fanale, die den Priestern zeigten, daß sie den Geist und den Mut der Stämme noch nicht gebrochen hatten. Das Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit schien sich wie ein eiserner Ring um Charrus Brust zu legen. Aber man konnte auch ohne Hoffnung kämpfen. Der Tod war besser als die Sklaverei. Ein Tod im Kampf oder in den

ewigen Flammen...

Wenn man nur einen Weg finden könnte, die Feuerwände zu durchdringen!

Etwas mußte dahinterliegen. Oder war die ganze Welt ein Flammenmeer, in dem das Tempeltal und das Tiefland nur eine Insel bildeten, geschützt von der seltsamen blauen Kuppel? Auch jenseits der Feuerwände ging die Kuppel weiter, das konnte man sehen, wenn man sich nahe genug an die Felskante wagte. Und die Flammen schlugen aus einem weißglühenden Abgrund, der bodenlos schien. Charru fuhr sich mit der Faust über die Stirn, um die Gedanken abzuschütteln. Er durfte jetzt nicht grübeln. Sein Blick tastete die hochragenden Felsen ab. Nichts war verändert, und doch ahnte er, daß die Priester heute nacht die Wachen verstärkt hatten.

Charru wandte sich nach rechts, duckte sich tief in den Schatten niedriger Dornbüsche. Die anderen folgten ihm: Jarlon, dessen gespanntes Gesicht nichts Kindliches mehr hatte, Camelo mit den lautlosen, geschmeidigen Bewegungen einer Katze. An seinem Gürtel baumelte noch das kleine dreieckige Saiteninstrument, dem seine geschickten Finger immer neue Melodien zu entlocken wußten. Er hatte es vergessen, als er das Schwert anlegte. Jetzt brauchte er es nicht mehr. Die Tage der Lieder waren vorbei, für immer. Unter der Herrschaft der Priester wurde nicht gesungen...

Mit einem tiefen Atemzug richtete sich Charru hinter einem Felsblock auf.

Der Widerschein der Flammen tauchte die Steine in Glut. Die heiße Luft flimmerte, und es war hell genug, um die beiden Wächter am Fuß der Wand deutlich zu erkennen.

Heute nacht hatten sie sich näher an das ewige Feuer gewagt als sonst.

Sie standen dicht beieinander und starrten in die lautlos brennende Waberlohe, als fürchteten sie, daß jeden Augenblick eine Flammenzunge nach ihnen schlagen könnte. Die Leute des Tempeltals hatten den Feuerring schon immer gefürchtet. Vielleicht, weil sie ihm fast niemals nahe kamen, weil es ihnen verboten war, ohne ausdrücklichen Befehl der Priester das Tal zu verlassen oder in die Felsen der Plateaus zu steigen.

Camelo lächelte grimmig, als er sich in eine der klaffenden Risse im Gestein gleiten ließ, um in den Rücken der Wächter zu gelangen.

Charru und Jarlon warteten. Das Gesicht des Jungen leuchtete im Widerschein der Flammen. Er war stolz, an der Seite seines Bruders zu stehen, stolz, ausgewählt und in seinem Geburtsrecht als Erlends Sohn bestätigt worden zu sein. Nach einer Weile nickte Charru ihm zu, und Jarlon glitt vorsichtig ein paar Schritte zur Seite.

Die Spitze seines Schwertes klirrte sacht gegen den Stein.

Wie unter einem Hieb zuckten die Wächter zusammen. Sie erstarrten förmlich, wurden zu silbernen Standbildern. Sekunden verstrichen. Diesmal scharrte Jarlon mit der Sohle seiner geschnürten Sandale über den Boden, und einer der Wächter setzte sich zögernd in Bewegung. Er ging auf Jarlon zu.

Charru hätte ihn gern im offenen Kampf getötet, aber er wußte, daß sie schon hier unten scheitern würden, wenn es ihren Gegnern gelang, auch nur einen Schrei auszustoßen. Der Wächter blieb stehen. Charrus Blick glitt zu dem zweiten Krieger - und im gleichen Moment schnellte Camelo hinter dem Mann hoch wie ein Schatten und schlang ihm die Arme um die Kehle.

Ein ersticktes Ächzen.

Charru streckte sich, sprang über den Felsblock hinweg und landete federnd neben seinem Gegner. Ein blitzschneller Stoß - die Schwertspitze drang dem schreckensstarrten Wächter zwischen Helm und Brünne in den Hals. Blut schoß aus der Wunde, ergoß sich in breitem Strom über die Rüstung, und der Getroffene sank lautlos in sich zusammen.

Auch Camelos Gegner rührte sich nicht mehr.

Hastig schleiften sie die Toten ins Gestrüpp, wo sie nicht so schnell entdeckt werden konnten. Charrus Gesicht war hart, als er sich abwandte. Es gefiel ihm nicht, einen Menschen hinterrücks zu töten. Aber er wußte, daß sie keine Wahl hatten, und als er schweigend zwischen den Felsen aufwärts kletterte, lag Bitterkeit in seinen Augen.

Als sie das Plateau erreichten, begann wieder die Trommel zu dröhnen.



Und die drei Männer wußten, daß sie nur aus einem Grund für kurze Zeit verstummt war: damit Bar Nergal seine Greisenstimme erheben und das Urteil der Götter verkünden konnte.

\*

Gitter klirrten.

Schwere Schritte mischten sich mit dem Geräusch der Trommel, Fackelschein huschte über die feuchten Wände des Gewölbes, Arliss von Mornag stand aufrecht in ihrem Verlies und warf das schwarze Haar zurück, als die Wächter kamen.

Niemand brauchte sie über den langen Gang und die engen steinernen Wendeltreppen zu zerren.

Sie schritt rasch und stolz vorwärts. Die Blicke der Männer tasteten über ihren Körper und senkten sich hastig, als sie Arliss' Augen begegneten. Das Trommeln wurde lauter, legte sich betäubend über die Ohren. Halbnackte Tempelsklaven öffneten eine mit Reliefs und Götterbildern geschmückte Tür, und Arliss trat hinaus auf die Plattform unter der Kuppel.

Wie Donnerrollen dröhnte die große Trommel, unermüdlich die Götter anrufend.

Auf dem Platz vor dem Tempel drängten sich Menschen, schoben und stießen einander, mit verzerrten Gesichtern und aufgerissenen Mündern, die immer wieder die gleichen monotonen Gebete heulten. Auf dem Plateau standen Priester und Akolythen stumm im Halbkreis. Fackeln flackerten und ließen die gigantischen Götterstatuen noch unheimlicher wirken. Arliss' Blick streifte den steinernen Pfeiler, an dem fast täglich irgendein Unglücklicher für geringfügige Vergehen gepeitscht wurde, und glitt zu dem schwarzen, blutbesudelten Opferblock hinüber.

Groß und düster stand Bar Nergal im Schatten zwischen dem Block und den Statuen.

Die dunkelrote Robe leuchtete, das Gesicht wirkte im ungewissen Licht fahl wie ein von Fleisch und Haut entblößter Totenschädel. Nur die tiefliegenden schwarzen Augen schienen zu leben. Augen, die in einem bösen Feuer funkelten, die gierig nach den Zeichen der Angst im Antlitz des Opfers suchten...

Arliss von Mornag lächelte voller Verachtung.

Ihr Blick ging durch den Oberpriester hindurch, wanderte zurück in die Vergangenheit, beschwor die glücklichen Bilder ihrer Kindheit. Sie wußte, daß sie die Kraft finden würde, die Angst zu bezwingen.

\*

Die Stadt war wie ausgestorben.

Haus an Haus reihte sich, gemauerte Wände, leuchteten von der Farbe, die die Tempeltal-Leute aus zermahlenem, mit Wasser gemischtem Stein gewannen, wie er nur hier im Tal vorkam. Die Kuppeldächer glänzten blau. und golden, auf den Türen leuchteten rote Bannmale, die böse Geister fernhalten sollten. Charru fühlte das ungewohnt glatte Pflaster unter seinen Füßen, hörte das zarte Klingen der hauchdünnen Goldplättchen in den Fenstern, die ebenfalls gegen Geister und Dämonen schützten, aber er war nicht fähig, das alles bewußt wahrzunehmen.

In seinen Ohren dröhnte die Trommel, die in immer wilderem, wahnsinnigem Wirbel alle anderen Geräusche auslöschte.

Gleich würde sich der gräßliche Ton des Horns hineinmischen. Sie kamen zu spät. Sie hätten früher aufbrechen und die Wächter schneller töten müssen, denen sie oben auf dem Plateau begegnet waren.

Charru wußte, daß all diese Gedanken nur der Verzweiflung in seinem Herzen entsprangen.

Neben sich hörte er die keuchenden Atemzüge von Jarlon und Camelo, das Klatschen der ledernen Sandalen auf dem Pflaster. Längst hatten sie es aufgegeben, nach Schleichwegen in der Finsternis der verwinkelten Gassen und Höfe zu suchen. Völlig offen rannten sie über die breite Straße, entschlossen, jeden niederzumachen, der sich ihnen in den Weg stellte. Es war zu spät. Sie hatten keine Chance mehr, rechtzeitig zu kommen, die Priester waren diesmal eiliger gewesen als sonst. Vielleicht, dachte Charru, weil sie heute nacht noch

einmal über die gesiegtten Stämme herfallen wollten, um sie für die neuerliche Verletzung des Tabus zu bestrafen...

Jäh schnitt der schrille, hohe Ton des Horns durch den Trommelwirbel.

Charru sah den Widerschein der Fackeln zwischen den weißen Häusern, die wogende Menschenmauer, und hörte Camelo neben sich aufstöhnen. Eine vorspringende Hausecke hatte einen Teil des Tempels verdeckt. Jetzt konnte er die endlose Treppe sehen, die Kuppel, die das Plateau hoch oben überspannte, die Priester, die schwarzen Götterstatuen. Halbnackte Sklaven hielten Fackeln in den Fäusten. Fackeln, die ihren zuckenden Schein auf die hochaufgerichtete Gestalt des Oberpriesters warfen, das lange, funkelnde Opfermesser - und die weiße Gestalt, die auf den Block gefesselt war, schutzlos und entblößt den gierigen Blicken preisgegeben.

"Nein!" schrie Jarlon gellend.

Ein Schrei, der unterging im triumphierenden Aufheulen der Menge, als das Opfermesser niederfuhr.

Charru stand starr, mit weit aufgerissenen Augen, schwankend unter der Gewalt der Wahrheit, und wußte, daß es vorbei war.

\*

Die weißen Mauern von Kadnos schimmerten im Licht der beiden Marsmonde.

Glatte, gleichförmige Kunststoffwürfel zeichneten die Kanäle nach, Laufbänder surrten in den gläsernen Transportröhren, die die Wohntürme wie ein leuchtendes Gitterwerk verbanden und gleichzeitig die Straßen erhellten. Lautlos schwebten Gleitschlitten durch das kreuzungsfreie System, nur noch wenige Menschen waren unterwegs zu den Verpflegungszentren. In der Ferne hoben sich schroffe Tafelberge vom Nachthimmel ab, überragt nur von den drei weißen, untereinander verbundenen Türmen, die die mächtige Kuppel der Universitäts-Sternwarte trugen.

Gegen den riesigen, verschachtelten Gebäudekomplex der Universität wirkte selbst der Regierungssitz der Vereinigten Planeten bescheiden.

Ein einfacher Quader aus weißem Baustoff, zehn Stockwerke hoch und etwa zwanzig Einheitsraummaße lang. Simon Jessardin bewohnte eine private Zimmerflucht im oberen Stockwerk; das einzige Vorrecht, das ihn von anderen Ratsmitgliedern und den ranghöheren Dienern aus Verwaltung und Vollzug unterschied. In Wahrheit benutzte der Präsident auch diese Räume nicht für private Zwecke, da in seinem Leben keine privaten Zwecke existierten. Das weiße, spartanische Büro war nicht das Zentrum, aber die Schaltstelle der Macht in der Welt der Vereinigten Planeten. Der Speiseraum wies eine gewisse Eleganz und Behaglichkeit auf, doch der Präsident weilte hier nur, wenn es galt, Staatsgäste in einem etwas intimeren Rahmen zu bewirten.

Das kleine Bankett für den Generalgouverneur der Venus und die wichtigsten Mitglieder des Rates neigte sich seinem Ende zu.

Diener räumten Teller und Platten ab - keine Verwaltungsdienner in Schwarz, sondern Diener in zivilem Weiß, die Simon Jessardin selbstverständlich aus eigener Tasche bezahlte. Niemals wäre er auf den Gedanken gekommen, Staatsgelder für private Zwecke zu verwenden. Und Conal Nord, der ohne Appetit seine Nachspeise aus Früchten der Universitäts-Zuchtanstalten löffelte, mußte daran denken, daß sich der Präsident im Gegensatz zu vielen anderen einflußreichen Männern bei seinen Mahlzeiten sonst ausschließlich auf die Konzentratwürfel aus den Verpflegungszentren beschränkte.

Jessardin lächelte, als habe er die Gedanken des Venusiers gelesen. "Sie müssen entschuldigen, wenn die Ergebnisse der marsianischen Zuchtanstalten ein wenig zu wünschen übriglassen, mein Freund. Die Große Katastrophe hat Ihrem Planeten ein günstigeres Klima beschert als dem unseren. Ich erinnere mich immer noch gern an die Venus-Gärten."

"Ja, sie sind schön..."

Conal Nord brach ab, als er die neugierigen Blicke spürte. Gärten waren Nahrungslieferanten und nicht in Kategorien wie Schönheit zu beurteilen, natürlich. Aber auf seinem

Heimatplaneten war manches anders als auf dem Mars mit seinem roten Staub, den schroffen Gebirgen und steinigen Wüsten.

Der Venusier ertappte sich dabei, daß er ins Leere blickte. Simon Jessardin neigte den Kopf und lächelte verständnisvoll.

"Sie sind ermüdet, mein Freund. Ich fürchte, wir haben Ihnen heute zuviel zugemutet."

"Ja, das ist es wohl." Nord erwiderte das Lächeln. "Ich hoffe, Sie sind mir nicht, böse, wenn ich mich zurückziehe."

Minuten später stand er allein im sanften, milchigen Licht des geräumigen Gastzimmers.

Er blickte auf die Ruhemulde, die weißen Polster, die federleichte silberne Maske, die ihm tiefen, traumlosen Schlaf bescheren würde. Traumlosen Schlaf, ja. Es war lange her, seit er die Maske zum letztenmal benutzt hatte. Heute nacht würde er es tun, denn er ahnte, daß , es keine angenehmen Träume waren, die ihn erwarteten.

## IV

Charru schloß die Augen.

Jarlons Schrei gellte noch in seinen Ohren, das Heulen der Menge, die Trommel, die dröhnte und dröhnte, als wolle sie ihm den Schädel sprengen. Schwindel erfaßte ihn. Eine Sekunde war ihm zumute wie in einem Alptraum, aus dem er jeden Moment erwachen mußte. Aber als er die Augen wieder öffnete, sah er immer noch das gleiche grausame Bild.

Bar Nergal.

Das bluttriefende Opfermesser.

Und Arliss! Arliss...

"Charru!" flüsterte Camelo beschwörend.

Die Hand des Freundes packte seinen Arm, aber Charru spürte es nicht. Sein Blick hing an der weißen, stillen Gestalt auf dem Block, und tief in seinem Innern schien etwas zu brechen wie ein zu straff gespannter Bogen.

"Bar Nergal!" brüllte er auf. "Du Hund von einem Priester!"

Rote Wut verschleierte seine Augen, als er vorwärts stürmte. Menschen fuhren herum, wichen schreiend zur Seite. Charru hatte das Schwert aus der Scheide gezogen und hieb blindlings um sich. Die Klinge sang, traf Arme, Schultern, die Langschilde schreckensstarrer Krieger, färbte sich rot vom Blut derer, die nicht rechtzeitig ausweichen konnten. Schreie gellten, in blinder Flucht rannten die Menschen durcheinander. Vergeblich versuchten die wenigen in der Menge verstreuten Krieger, sich auf Charru zu stürzen. Jarlon und Camelo waren da, Rücken an Rücken kämpfend, mit der ganzen Wut und Wildheit ihrer Verzweiflung - und binnen Sekunden brach auf dem überfüllten Tempelplatz das Chaos aus.

Vor Charrus sausender Klinge öffnete sich eine Gasse.

Schreiend flohen die Menschen vor der wilden Gestalt mit den lodernden blauen Augen und dem blutbesudelten Schwert. Er sah nicht die angstverzerrten Gesichter. Er sah nur die Priester auf dem Plateau, die fassungslose Überraschung lähmte, er sah Bar Nergals fahles Totengesicht, und jede Faser seines Willens, jeder Winkel seines Hirns brannte nur in dem einen Wunsch, diesen Mörder zu töten.

Von irgendwoher drangen schrille Alarmsignale, doch die herbeieilenden Krieger wurden von der fliehenden Menge mitgerissen. Keuchend erreichte Charru die breite, endlose Treppe. Fünfzig oder mehr Stufen mochten es sein, er zählte sie nicht, jagte in langen Sprüngen aufwärts. Mit einem erstickten Laut wich Bar Nergal in dem Schatten zurück, und jetzt erst erwachten die Priester und Akolythen aus ihrer Erstarrung.

"Bar Nergal!" schrie Charru mit einer Stimme, die mühelos den rollenden Trommelwirbel übertönte. "Bar Nergal! Bleib stehen, du feige Ratte!"

Mit einem letzten Sprung erreichte er das Plateau.

Donnernd fiel das große Tor zwischen den Götterstatuen zu, und ein Ächzen der Wut entrang sich Charrus Kehle. Sein Kopf flog herum. Er sah das chaotische Gewimmel tief unten auf dem Platz, er sah gerade noch, wie sich Jarlon und Camelo kämpfend ins Gewirr der gepflasterten Straßen zurückzogen. Jetzt war er allein. Allein und nur zwei Schritte von dem schwarzen Block entfernt, auf dem seine Schwester ihr Leben gelassen hatte. Knurrend wie ein Wolf schwang er herum, als er die Schritte der Priester hörte, und die Angreifer prallten zurück beim Anblick des eisigen Feuers, das in seinen Augen brannte.

"Mörder!" flüsterte er. "Ihr feigen Mörder..."

Eine Lanze flog heran, aus sicherer Entfernung geschleudert.

Charru wich blitzartig aus, hörte die Bewegung hinter sich, fühlte im nächsten Augenblick einen brennenden Schmerz an der Schulter. Wut überschwemmte sein Bewußtsein, er schwang das Schwert hoch über dem Kopf und stürzte sich auf die zurückweichenden Priester. Ein Hagel von Lanzen flog ihm entgegen, und er wäre durchbohrt worden, wenn sich nicht in der gleichen Sekunde etwas um sein Bein gewickelt und ihn niedergerissen hätte.

Schwer schlug er zu Boden, wälzte sich herum und riß das Schwert hoch. Eine schwarze Schlange zuckte auf ihn zu, wurde zerteilt - der fingerdicke Lederriemen einer Peitsche, wie sie die Tempelsklaven benutzten. Charru schnellte hoch, wurde noch in der Bewegung von einem neuen Hieb getroffen. Eine Lanze streifte seine Schulter und riß den Muskel auf, gleichzeitig schlang sich das Ende einer Peitschenschnur um den Schwertgriff und riß ihm die Waffe aus den Fingern. Er warf sich nach vorn, wollte das Schwert wieder packen, doch da kamen seine Gegner schon über ihn wie eine vernichtende Woge.

Als er aus dem Nebel von Blut und Schmerzen tauchte, hatten zwei halbnackte Tempelsklaven seine Arme gepackt und zerrten ihn hoch.

Die Trommel war verstummt, und er hörte nur noch, das aufgeregte Geschrei auf dem Platz. Jarlon... Camelo... Verzweifelt versuchte er, den Schleier vor seinen Augen zu durchdringen, doch er konnte nichts erkennen, konnte nur hoffen, daß es den anderen gelungen war, sich wieder zu den rettenden Felsen durchzuschlagen.

Als er den Kopf drehte, sah er das Totengesicht des Oberpriesters vor sich.

Bar Nergals Augen loderten, die dünnen Lippen zuckten. Er hielt das Messer in der Rechten, das Messer, das noch von Arliss' Blut befleckt war. Heftig und stoßweise kam sein Atem, und Charru fühlte, daß der Haß des alten Mannes groß genug war, um sein Opfer auf der Stelle zu töten.

Jetzt! In dieser Sekunde, ohne jedes feierliche Zeremoniell...

Die dürre Greisenhand fuhr hoch.

Zitternd verharrte sie einen Moment in der Luft - und mit jäher, verzweifelter Kraft riß sich Charru los und rannte.

\*

Fackelträger, die erschrocken zurückprallten.

Die Peitschen der Tempelsklaven - doch sie reagierten zu spät, Charru konnte in letzter Sekunde unter den pfeifenden Schnüren hinwegtauchen. Vor ihm begrenzte eine vorspringende Mauer das Plateau. Er wollte sich herumwerfen, dann erkannte er, daß die oberste der Treppenstufen wie ein Sims um die Pyramide führte. Er rannte weiter, keuchend, taumelnd in halber Bewußtlosigkeit. Auch auf der Rückseite des Tempels gab es die breiten, endlosen Treppen. Nackter Fels schimmerte am Fuß des Bauwerks. Dort standen keine Häuser mehr, dort wagte sich die wogende Menge nicht hin. Freiwillig nicht! Denn dort lag die Felswand, aus der die schwarzen Götter traten...

Der Wutschrei der Priester gellte in Charrus Ohren.

Er warf den Kopf herum, stolperte, versuchte sich vergeblich an der Stufe festzukrallen. Hilflos rutschte sein Körper die schräge Steinfläche hinunter. Kanten und Unebenheiten schürfte: ihm die Haut auf, der Schmerz schien ihn wie ein Feuermantel einzuhüllen. Und doch fühlte er etwas wie wilden Triumph, weil er wußte, daß ihm die Priester jedenfalls nicht auf die gleiche Weise folgen würden:

Taumelnd kam er am Fuß der Tempelpyramide wieder hoch.

Die Umgebung verschwamm vor seinen Augen, aber er konnte das terrassenförmig ansteigende Gelände erkennen, das große Plateau vor dem Tor der Götter

und die Krieger in ihren schimmernden Rüstungen, die von rechts herankamen. Charru lachte wild. In ihren schweren Helmen Kettenhemden und Beinschienen würden sie ihn bestimmt nicht einholen. Er war in den weiten Steppen des Tieflands aufgewachsen, nicht in einem engen Tal, er konnte schneller rennen als sie, selbst jetzt noch. Die Sohlen seiner

geschnürten Sandalen klatschten auf den Stein, er lief auf die hohe, glatte Felswand zu, hinter der sich die schwarzen Götter verbargen. Sollten sie kommen und ihn mit ihren Blitzen töten - das war besser als das Opfermesser dieses widerlichen Greises, der sich als Herr über Leben und Tod aufspielte. Charru tauchte in den tiefen, schützenden Schatten, rannte an der Wand entlang, die sich gestern nacht vor seinen Augen geöffnet hatte, und versuchte, an ihrem zerklüfteten Rand aufwärts zu klettern.

Es war leichter, als es aussah.

Charru bewegte sich in einem Taumel aus Furcht, Wut und halber Bewußtlosigkeit, kaum Herr seiner Sinne, und er war oberhalb der Wand, ohne recht zu begreifen, wie er es geschafft hatte. Keuchend sank er gegen einen schwarzen, kühlen Steinblock. Lärmend und gestikulierend standen Priester und Krieger am Rand des Plateaus und zeigten zu ihm herauf. Er sah sie nur wie durch einen Schleier, aber er begriff, daß sie es nicht wagten, ihm in die Nähe des Göttertors zu folgen.

Wenn er sich beeilte, konnte er es vielleicht schaffen, sich nach Mornag durchzuschlagen.

Und was gewann er damit? Der blinde Taumel der Erregung verebbte, und seine Gedanken begannen wieder, klarer zu arbeiten. Wenn er nach Mornag floh, würden ihn die Priester aufspüren und auch Jarlon und Camelo töten und alle anderen, die sich ihnen in den Weg stellten. Bestimmt jedoch Jarlon und Camelo, die sie erkannt haben mußten. Und wenn er, Charru, nicht nach Mornag zurückkehrte, sondern sich hier oben versteckte? Dann würden die Stämme ihn in der Gefangenschaft der Priester glauben und zu befreien versuchen, das wußte er. Es gab keinen Ausweg. Es hatte nie einen Ausweg gegeben. Schon damals, als die Boten der Priester über die Ebenen ritten und das neue Ritual verkündeten, war das Schicksal der Stämme besiegelt gewesen.

Hätten sie sich beugen sollen?

Die Sklaverei erdulden, um weiterzuleben?

Charru schüttelte heftig den Kopf. Vielleicht, dachte er, hätten sie sich irgendwann in das Tal schleichen, Bar Nergal ermorden und ein Blutbad unter der Führungskaste der Priester anrichten sollen. Aber das hatten sie nicht getan und nie gewollt, und jetzt war es zu spät, um das Verhängnis noch abzuwenden.

Charru richtete sich auf, warf einen Blick auf die wütenden Priester und zog sich lautlos in den Schatten zwischen den Felsblöcken zurück.

Er hatte keine Wahl. Hoffnungslosigkeit überwältigte ihn, und mit der Hoffnungslosigkeit kamen Schmerzen und Schwäche, die er während der wahnwitzigen Flucht vergessen hatte. Er wünschte sich plötzlich nur noch, dieses einsame Plateau zu verlassen, in Mornag zu sein, die anderen zu sehen. Da sie nicht alle sterben konnten, mußten sie wohl in die Sklaverei gehen. Vielleicht konnte er Gerinth zum Hüter der Kinder bestimmen, vielleicht konnte er Jarlon überzeugen, daß er weiterleben mußte, damit jemand da war, der zum Mittler zwischen Gerinth und den Kindern wurde, der dafür sorgte, daß das Erbe der Stämme bewahrt blieb. Er, Charru, war sich schon vor langer Zeit mit Camelo darüber einig geworden, daß sie eines Tages den Tod in den ewigen Flammen einem langsamen Sterben vorziehen würden. Der Gedanke hatte etwas Tröstliches und vertrieb das beklemmende Gefühl der Einsamkeit. Karstein würde bei ihnen sein, Kormak und Gillon von Tareth. Aber sie durften diesen Weg nicht alle gehen. Und wenn sie es nicht durften - hatte dann er, Charru, das Recht, sein Volk zu verlassen?

Er zuckte zusammen unter diesem Gedanken, aber er kam nicht dazu, ihn weiterzuverfolgen.

Mechanisch, in dem zähen, gleichmäßigen Wolfstrab der Steppenbewohner, war er über das Plateau gelaufen, jetzt prallte er zurück, als er Schritte, Stimmen und das Klirren von Waffen hörte. Mit angehaltenem Atem verharrte er und lauschte. Jemand kam! Und bestimmt nicht die Wächter, die auf den Plateaus patrouillierten, dafür waren es zu viele. Charru glitt noch ein Stück weiter, spähte über die Kante eines Felsblocks hinweg und biß die Zähne zusammen.

Schimmernde Rüstungen.

Krieger, die sich langsam bewegten, schwerfällig - und unaufhaltsam. Sie bildeten eine Kette, fast so dicht wie eine der Angriffsreihen, die am Morgen das Tiefland überrollt hatten.

Natürlich, es war die Einfachheit selber: sie brauchten nur das Tor der Götter und die anderen Felswände zu bewachen und systematisch die beiden Plateaus zu durchkämmen. Er war unbewaffnet und wehrlos. Er konnte nur ins Tal des Todes entkommen und dort, wo der schwarze Fluß in die Flammenwand stürzte, war die Welt zu Ende.

Charru wandte sich um und begann, den Weg zurückzulaufen, den er gekommen war.

Er fühlte keine Furcht, jetzt nicht mehr. Es war zu hoffnungslos: ihm blieb nur noch übrig zu kämpfen, solange er konnte. Er würde sich nicht ausliefern. Er haßte die Priester, und er wollte nicht noch einmal hilflos vor Bar Nergal stehen. Irgendwo hinter ihm ertönte ein Schrei. Man hatte ihn entdeckt, aber er kümmerte sich nicht darum, weil er wußte, daß die Krieger ihn ohnehin nicht einholen konnten.

Einmal schlug er einen Haken und lief bis zum Rand des Plateaus, aber er war nicht überrascht zu sehen, daß alle Felswände rings um das Tempeltal von Gestalten in schimmernden Rüstungen bewacht wurden.

Stumm und verbissen rannte er weiter.

Vor ihm stieg das Gelände an, der Grat bildete eine scharfe schwarze Linie. Als er ihn erreicht hatte, blieb er für ein paar Sekunden keuchend stehen. Dunkel, gleichmäßig, gewölbt wie eine Schale lag das Tal des Todes vor ihm, ein Ort unendlicher Einsamkeit und Stille, und in der Ferne konnte er den Widerschein der Flammenwände sehen und den kochenden weißen Nebel, wo Feuer und Wasser sich berührten.

Langsam ging er weiter, schauernd in der kalten Dunkelheit.

Rasch und still strömte der schwarze Fluß dahin, im geheimnisvollen Schatten überhängender Felsen entspringend. Woher kam das Wasser? Wohin floß es? Sekundenlang fühlte Charru den fast unwiderstehlichen Drang, zu der Quelle zu laufen, den Weg ins Innere der Felsen zu suchen, doch als er den Kopf wandte, sah er seine Gegner über den Grat kommen wie eine silberne, alles überspülende Woge.

Wohin jetzt noch?

Zwischen den flachen Felsen des Tals konnte er sich nicht einmal verstecken. Durchbrechen? Und dann? Nein, er konnte nicht durchbrechen. Wenn er sein Schwert gehabt hätte! Aber er war waffenlos, sie würden ihn überwältigen und von neuem in den Tempel schleppen.

Nur das nicht!

Dann lieber die ewigen Flammen. Oder der Fluß.....

Der Fluß!

Durch Charrus Körper ging ein Ruck, obwohl er gleichmäßig weiterlief, dem Ende der Welt entgegen. Der Fluß! Der schwarze Fluß, der in die Ewigkeit führte! Dort, wo das Wasser über die Kante stürzte und sich mit den ewigen Flammen vereinigte, waberten seit Jahrhunderten kochende Nebel. Und immer schon, solange er denken konnte, hatte sich Charru von Mornag gewünscht, einmal einen Blick hinter jene weiß und rot glühende Nebelwand zu werfen.

Jetzt würde er es sehen.

Er würde sterben, aber er würde sehen, was hinter den Nebeln lag. Die Ewigkeit, sagten die Priester. Das Reich der Toten. Aber vielleicht war ihre Ewigkeit weniger grausam und engstirnig als ihre Zeit.

Charru blieb stehen.

Das Geschrei in seinem Rücken störte ihn nicht. Er starrte in das dunkle, rasch fließende Wasser, er dachte an seinen Blutsbruder, der den Weg des Feuers nun allein gehen mußte, und er fragte sich flüchtig, ob in jenem Totenreich der Priester die Menschen einander wiedersehen würden.

Lebwohl, Camelo!

Lebwohl, Jarlon von Mornag!

Gerinth würde die Stämme führen, und die Kinder des Tieflands würden leben und anders sein als die Kinder des Tempeltals...

Würde er auch seinen Vater wiedersehen in jenem Totenreich?

Charru schüttelte den Kopf. Er glaubte nicht wirklich an das Totenreich der Priester, er glaubte auch nicht an die schwarzen Götter. Der Fluß führte sicher nicht in die Ewigkeit - aber vielleicht mußte man sterben wollen, um herauszufinden, wohin der Fluß wirklich führte und was hinter den Flammenwänden lag.

Mit wenigen Schritten stand Charru am Ufer.

Das Geschrei der Verfolger war wie eine Peitsche, die ihn trieb. Ohne zu zögern, ohne nachzudenken watete er ins Wasser, und sekundenlang fühlte er nur noch Erleichterung, weil das Wasser kühl und sanft war und alle Schmerzen auslöschte.

Er drehte sich auf den Rücken und ließ sich mit weit geöffneten Augen treiben.

Ganz kurz sah er die verzerrten, entsetzten Gesichter der Krieger, dann wurde er weitergespült, an den schwarzen Felsen vorbei, und blickte hinauf in die schimmernde blaue Kuppel. Der Fluß strömte rasch und zerrte an ihm. Jetzt war das Wasser warm, schien seinen schmerzenden Körper wie mit sanften Fingern zu liebkosen. Von neuem drehte er sich, um zu sehen, was vor ihm lag, und sein Herz machte einen Sprung, weil das kochende Chaos erschreckend nah war.

Alles in ihm verkrampfte sich, als er in die Wand aus brodelndem weißem Nebel hineingetragen wurde.

Die Kante!

Flammen und zischender Dampf, Hitze, die seine Haut versengte, der schwindelerregende Sturz ins Bodenlose. Glühende Farben blendeten seine Augen, Zinnober und Karmesin, rote Glut hinter einem Nebelschleier. Er fiel und fiel, stürzte mit dem Wasser des schwarzen Flusses in einen Abgrund, in die Ewigkeit und dann, als ihm die Sinne zu schwinden drohten, war der Sturz plötzlich zu Ende.

Er schwamm.

Er schwamm in einem schwarzen See, hörte das Rauschen der herunterprasselnden Wassermassen und wußte, daß er noch lebte und daß um ihn nicht die Ewigkeit der Priester war.

Es dauerte lange, bis sich sein rasender Herzschlag beruhigte.

Undeutlich sah er Wände um sich - seltsame graue Wände, die zu glatt waren, um aus Fels oder behauenen Stein zu bestehen. Vorsichtig schwamm er ein Stück von dem stürzenden Wasser weg und drehte sich auf den Rücken. Auch die Decke über ihm war glatt, bis auf das Loch, aus dem das Wasser kam. Eine Art Schlacht. Hoch oben konnte er wabernden Dampf und, sehr schwach, den rötlichen Widerschein von Feuer erkennen. Ganz kurz durchfuhr ihn die Furcht, für ewig in einer unterirdischen Höhle gefangen zu sein, doch das war nicht möglich. Der See mußte einen Abfluß haben, sonst wäre das Wasser längst in den Schacht hinaufgestiegen, immer weiter, bis es die Flammenwände gelöscht hätte.

Tief atmete Charru die kalte, feuchte Luft ein.

Sein Herz klopfte immer noch erregt, doch seltsamerweise empfand er keine Furcht. Nur tiefes Staunen - und einen wilden, unvernünftigen Triumph. Er hatte es geschafft. Er hatte sterben wollen, er war den Fluß hinuntergeschwommen, und er hatte den Weg durch die Flammenwände gefunden, von dem er seit seiner Kindheit träumte.

Seine Augen wanderten.

Jetzt, da er sich an das schwache Licht gewöhnt hatte, konnte er seine Umgebung deutlicher erkennen. Das Licht ging von einer merkwürdigen runden Scheibe aus, die in die Wand eingelassen war. Und als er genauer hinsah, erkannte er, daß sich unterhalb dieser Scheibe eine Öffnung befand.

Rings um den schwarzen See verlief eine Art Sims, der so ähnlich aussah wie die Stufen der Tempelpyramide.



Charru schwamm darauf zu. Er zuckte zusammen, als er die Kante berührte, mußte sich überwinden, fester zuzupacken. Was erfühlte, war weder Stein noch Metall, glich überhaupt keinem Material, das er kannte. Konnte es der gleiche Stoff sein, aus dem die Himmelskuppel bestand? Und wenn es etwas unterhalb der Felsen und der Flammen gab - war es dann möglich, daß auch etwas oberhalb der Kuppel existierte?

Mit klopfendem Herzen zog sich Charru auf den breiten Sims.

Seine Hand tastete über die Wand: das gleiche glatte graue Material. Die Oberfläche schimmerte leicht. Und die runde Scheibe über der Öffnung glitzerte und schickte Strahlen aus, als ob eine Fackel durch Eis scheine.

Die Öffnung...

Viereckig, aber nicht von einer Tür verschlossen. Ein schmaler Gang lag dahinter, ebenfalls mit glänzenden grauen Wänden. An der Decke zog sich ein merkwürdiges Gitter aus dünnen glühenden Stäben hin, das für Licht sorgte. Langsam folgte Charru dem Gang, und nach wenigen Schritten hörte er ein fernes, dumpfes Dröhnen.

Einen Augenblick fühlte er sich an die große Trommel der Priester erinnert. Aber das Geräusch war doch anders: mehr ein Stampfen, ein gleichmäßiges Geräusch ohne Leben. Charru biß sich auf die Lippen. Eben noch war ihm der Gang endlos erschienen, jetzt wurde ihm klar, daß ihn der ungewohnte, gleichmäßig graue Schimmer der Wände genarrt hatte. Eine weitere glatte Fläche versperrte ihm den Weg - doch noch ehe er sich ganz klarmachen konnte, daß es nicht weiterging, entstand vor seinen Augen ein Riß in dem unbekannten Material.

Zwei Wandstücke glitten lautlos auseinander.

Vor einer Ewigkeit hatte er gesehen, wie sich in der schwarzen Felswand des Tempeltals das Tor der Götter öffnete. Dies hier war ganz ähnlich, nur daß es nicht von dem ohrenbetäubenden Knirschen des Steins begleitet wurde. Charru ging weiter, trat über die Schwelle und sah sich in dem hallenartigen Raum um, der sich vor ihm auftat.

Das Dröhnen und Stampfen hatte sich verstärkt, legte sich betäubend über die Ohren.

Einen Augenblick betrachtete Charru verständnislos die seltsamen Geräte, die den Raum füllten, die dicken Metallröhren und das Wasser, das an einer davon herunterfloß. Er versuchte, sich den Weg ins Gedächtnis zu rufen, den er gegangen war, und plötzlich wußte er, wo er sich befand: irgendwo unterhalb des Felsengrates, der das Tempeltal vom Tal des Todes trennte. Der schwarze Fluß entsprang dort. Er stürzte durch die Flammenwand in den unterirdischen See, der See mußte einen Abfluß haben, und die Röhren hier führten offenbar Wasser...

Hieß das vielleicht, daß das Wasser auf irgendeine Weise aus dem See und durch die Röhren dorthin zurückfloß, wo der Fluß entsprang?

Wasser konnte nicht aufwärts fließen. Und doch: Charru hatte sich so oft gefragt, woher es kam und wohin es verschwand, daß er sofort bereit war, diesen ständigen Kreislauf zu akzeptieren.

Wer sorgte dafür?

Wer tat das alles?

Der Raum, in dem er stand, war von Menschen errichtet worden, daran gab es keinen Zweifel. Oder von den schwarzen Göttern? Charru kniff die Augen zusammen und versuchte zu ergründen, warum er das nicht glaubte. Dann wußte er es. Die schwarzen Götter waren wild und ungerecht und grausam wie ihre Priester, sie gehörten dem Tempeltal an - und er hatte sie sich nie anders als unwissend vorstellen können.

Aber wer dies hier erbaut hatte, mußte mehr wissen als die Priester, die Tempeltal Leute und die Stämme des Tieflands.

Der Gedanke, daß seine Welt vielleicht an eine andere Welt grenzte, deren Menschen genausowenig von seiner Existenz geahnt hatten wie er von der ihren, ließ Charru erschauern.

Wer waren sie?

Und wie waren sie? Sicher anders als alle Menschen, die er kannte. Vielleicht verstanden sie seine Sprache nicht. Und wenn er ihnen begegnete, halb nackt, blutbesudelt und von Wunden und Peitschenstriemen gezeichnet würden sie ihn nicht fürchten?

Nein, dachte er.

Er war unbewaffnet. Sie brauchten keine Angst vor ihm zu haben - und er wußte aus langer Erfahrung, daß es fast immer Angst war, die Verständigung und Frieden unter den Menschen unmöglich machte.

Immer noch stand er reglos, neue Gedanken schienen auf ihn einzustürzen gleich Felsblöcken.

Er war in einer fremden, unbekannten Welt.

Hier mußten Menschen leben, und da sie ihn nicht zu fürchten brauchten, würden sie ihn nicht angreifen. Ihn nicht -und alle, die nach ihm kamen. War es möglich, zurückzukehren? Konnte er auf den geheimnisvollen Wegen, des Wassers Mornag und seine Freunde erreichen? Und würde er vielleicht den Weg ein zweites Mal gehen können, gemeinsam mit den anderen? Konnte er sein Volk in die Freiheit führen?

Charru zitterte plötzlich. unter der Ungeheuerlichkeit seiner Gedanken.

Zwanzig Regenzeiten hatte er in den Steppen gelebt, und zehn Regenzeiten lang hatte er geahnt, daß ein Weg durch die Flammenwände führen mußte. Regenzeiten, wiederholte er in Gedanken. Was war der Regen? Kam er vielleicht auch aus dieser anderen Welt, die den schwarzen Fluß speiste? Und wenn - bedeutete das nicht, daß die Menschen dieser Welt die Geheimnisse des Regens, des Flusses - und vielleicht der schwarzen Götter kannten?

Charru kämpfte gegen den Schwindel, der ihn zu überwältigen drohte.

Er befahl sich, nicht länger zu grübeln. Er mußte weitergehen. Sein Blick glitt suchend in die Runde - und erfaßte eine schimmernde Metallkonstruktion, die ihn an die Wendeltreppen erinnerte, die es in den Gewölben des Tempels geben sollte.

Sie führte aufwärts, in einen Schacht ähnlich dem, aus dem das Wasser des schwarzen Flusses in den unterirdischen See stürzte.

Vorsichtig setzte Charru den Fuß auf die unterste Stufe. Licht schimmerte über seinem Kopf, und als er höher kletterte, erkannte er wieder eins der merkwürdigen leuchtenden Gitter. Die Wendeltreppe endete in einem kleinen, quadratischen Raum, und eine seiner Wände bestand aus Felsen.

Felsen, in die ein Gang hineinführte.

Charru biß sich auf die Lippen. Er befand sich immer noch irgendwo unterhalb des Grats - und das hieß, daß am Ende dieses Gangs das Tor der Götter liegen mußte.

Götter?

Vielleicht andere Menschen, die hier lebten - eine faszinierende Vorstellung. Charru drehte sich um und starrte auf die durchsichtige Wand, die den Felsen gegenüberlag. Der Tunnel dahinter war gewölbt und blau wie die Himmelskuppel und erweiterte sich zu einer beängstigenden Höhe und Breite. Würde sich auch in der durchsichtigen Wand eine Tür öffnen, wenn man darauf zuing? Charru versuchte es, und tatsächlich glitten die beiden Hälften der Wand auseinander, als besäßen sie irgendeine Art von Wahrnehmungsvermögen.

Zögernd betrat er den Tunnel.

Hinter ihm schloß sich die Tür, er machte einen Schritt nach vorn - und zuckte heftig zusammen. Das Gefühl, das ihn überfiel, war völlig fremd und erschreckend. Als dehne sich etwas in ihm aus. Etwas, das seinen Körper auseinander zusprenken drohte. Er blieb stehen, sah sich um und versteinerte förmlich vor Schrecken.

Der Tunnel bewegte sich.

Die blaue Röhre wurde enger, zog sich zusammen. Charru hielt den Atem an. Immer noch hatte er das grauenhafte Gefühl, sich auszudehnen. Als er den Kopf hob, sah er die schimmernde Wölbung der Decke dicht über sich, etwas in ihm schien zu brechen, und Panik überschwemmte wie eine Woge sein Bewußtsein.

Er rannte.

Taumelnd, keuchend, gehetzt von der Vorstellung, daß die Röhre ihn zerquetschen würde, wenn er nicht entkam. Schwindel ergriff ihn. Das Gefühl des Anschwellens, Wachsens, Sich-Dehnens war unerträglich, betäubte seine Sinne, ließ das Herz wie eine Trommel in seiner Brust schlagen. Die blaue, auseinandergleitende Wand verschwamm vor seinen Augen. Er rannte weiter, stolperte, riß sich verzweifelt wieder hoch. Halb blind vor Entsetzen taumelte er gegen irgendein Hindernis, versuchte sich festzuklammern und spürte, wie die glatte Fläche unter seinen Händen nachgab.

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte er das Gefühl, zwischen einer gespenstisch weißen Landschaft und einem unendlich hohen schwarzen Himmel in der Luft zu hängen.

Dann stürzte er, schlug mit dem Kopf gegen eine scharfe Kante und verlor das Bewußtsein, ohne sich auch nur darüber klarzuwerden, daß es eine Treppe war, die er hinunterrollte.

# V

Mit einem Gefühl des Schocks, der durch alle Nervenfasern zuckte, kam Charru wieder zu sich.

Er rührte sich nicht, hielt die Augen geschlossen und lauschte. Das leise Singen des Windes war das einzige Geräusch, das er hörte. Sein Körper schmerzte von den Peitschenstriemen und Abschürfungen, aus der wieder aufgebrochenen Wunde an der Schulter rann Blut über seinen Arm, aber das entsetzliche Gefühl des Sich-Ausdehnens war verebbt. Dieser Tunnel - wie war es möglich gewesen, daß er sich zusammenzog? Hätte er ihn wirklich zerquetscht? Charru schob die quälenden Fragen von sich, öffnete die Augen und drückte ächzend seinen Oberkörper hoch.

Mit angehaltenem Atem starrte er auf das Gewirr gigantischer weißer Klötze, das sich vor ihm ausbreitete.

Waren das Häuser? Manche davon ragten wie Finger in den Himmel. Und dieser Himmel war fremd, unendlich hoch, voller winziger Lichtquellen. Charru entdeckte zwei silberne Sicheln und unzählige blinkende Punkte. Das Gefühl der Weite und Grenzenlosigkeit überwältigte ihn, und es fiel ihm schwer, sich von der fremdartigen, atemberaubenden Schönheit des Bildes loszureißen.

Sein Blick fiel auf die hellen, durchsichtigen Röhren, die die höchsten der weißen Gebäude untereinander verbanden.

Er zuckte zusammen, als er die Gestalten darin erkannte. Sie schienen zu schweben. Jedenfalls glitten sie durch die Röhren, ohne die Beine zu bewegen. Und wenn sie auch zu weit entfernt waren, um sie genauer zu sehen, so glichen sie doch jedenfalls nicht den schrecklichen schwarzen Göttern.

Menschen...

Menschen, die in einer weißen Welt lebten, die keine Fackeln brauchten, um Licht zu erzeugen, lieber etwas über sich oder um sich hatten, das Charru unendlich erschien, ganz anders als die blaue Kuppel, die er immer als etwas Abgeschlossenes empfunden hatte. Nirgends sah er den Widerschein vorn Feuer, nirgends etwas, das an die ewigen Flammenwände erinnerte und eine Grenze dieser Welt hätte sein können. Er wandte den Kopf und betrachtete die Treppe, die er offenbar heruntergestürzt war. Sie führte zu einer glatten weißen Tür, die zu einer ebenso glatten weißen Wand gehörte. War er, Charru, aus dem Haus dort gekommen? War es überhaupt ein Haus? Er erinnerte sich daß der schreckliche blaue Blume ungefähr auf gleicher Höhe mit dem Tor der Götter gelegen hatte. Und das hieß, daß sich unmittelbar hinter dem weißen Gebäude die riesige Kuppel erheben mußte, die sich über das Tempeltal und das Tiefland spannte.

Warum, dachte Charru verständnislos.

Mit schmerzhafter Plötzlichkeit wurde ihm klar, daß die Menschen dieser Welt die Kuppel irgendwie künstlich erschaffen haben mußten. Sie hatten den unterirdischen See angelegt, sie hielten den Fluß in Gang, und sie schickten die schwarzen Götter. Aber warum? Warum sperrten diese Menschen ein anderes Volk ein? Für welches Verbrechen? Konnte es sein, das die Priester es wußten, daß sie es nur verschwiegen, weil die Wahrheit unerträglich gewesen wäre?

Charru erhob sich mühsam und ging an der weißen Wand entlang bis zur Ecke.

Erschrocken blieb er stehen.

Weitere Gebäude lagen vor ihm, ein riesiger, verschachtelter Komplex - eine Stadt, auch wenn sie unendlich fremd wirkte. Drei schlanke, mit Röhren verbundene Türme trugen eine

schimmernde Kuppel, doch die lag schwindelerregend hoch und konnte nicht viel größer als die Tempelpyramide sein. Charrus Mund wurde trocken. Wo war die blaue Kuppel? Wo war die Welt, die er verlassen hatte und in die er zurückkehren mußte, wenn er sein Volk befreien wollte? Einen kurzen Augenblick klammerte er sich an den Gedanken, daß die Kuppel vielleicht in Wahrheit eine riesige Höhle unter der Erde sei. Aber er erinnerte sich zu genau an den Weg. Er war nur eine einzige kurze Wendeltreppe hinaufgeklettert, und auch der entsetzliche Tunnel, der sich zusammenzog, hatte nicht aufwärts geführt. Seine Welt konnte nicht unter der Erde liegen.

Aber wo war sie? Wo?

Jähe Furcht krampfte ihm das Herz zusammen. Der Gedanke, daß seine Vorstellungen von Raum, von Höhe und Tiefe hier vielleicht gar nicht galten, machte ihn schwindlig. Gab es eine andere Erklärung als die, daß seine gewohnte Welt unter der Erde lag? Er mußte es herausfinden, und dazu mußte er in das Gebäude zurückkehren, aus dem er gekommen war.

Instinktive Furcht hielt ihn davon ab, sich noch einmal in die Nähe des unheimlichen Tunnels zu wagen.

Im fahlen Licht der beiden Marsmonde suchte er die nächstbeste Tür, die sich wie alle anderen von selbst öffnete, als er darauf zuging. Das einfallende Licht reichte gerade, um ihm zu zeigen, daß ein Flur vor ihm lag. Als sich die Tür wieder schloß, war die Dunkelheit für den Bruchteil einer Sekunde undurchdringlich wie schwarzer Schlamm - und dann begannen die Wände zu leuchten.

Charrus Muskeln verkrampften sich.

Einen Augenblick lähmte ihn der Schrecken, dann verebbte der Fluchtimpuls. Es war ein sanftes, kühles Licht, das den Gang erhellte, kein Feuer, auch wenn es ihn im ersten Moment an die Flammenwände erinnert hatte. Er biß die Zähne zusammen, starrte auf den Boden unter seinen Füßen, der makellos weiß war und glänzte.

Langsam ging er weiter, auf das Ende des Flurs zu, und wieder öffnete sich vor ihm lautlos eine Tür.

Eine weite Halle.

Er konnte den Boden nicht sehen, denn die Tür führte auf einen breiten weißen Sims mit einer ebenfalls weißen Brüstung, der offenbar um den ganzen Raum herumlief. Die Decke war gewölbt und leuchtete. Zögernd machte Charru einen Schritt nach vorn - und zuckte im nächsten Moment heftig zusammen.

Stimmen!

Menschliche Stimmen!

Und er begriff sofort, daß sie sich in einer Sprache unterhielten, die er verstehen konnte.

"...leider unmöglich", sagte jemand. "Die einzige schwache Stelle des Systems, wie ich gestehen muß. In dem kleinen Bereich zwischen der Quelle und der Mauer verhindert die Höhe der Kuppel ein einwandfreies Funktionieren der akustischen Überwachung."

"Es dürfte nicht schwer sein zu erraten, worüber sie sich unterhalten", meinte eine zweite Stimme. "Sie starren die Mauer an und verfluchen die Priester."

Charru hielt den Atem an.

Priester, klang es in ihm nach.

Die Mauer! Und die Quelle - die einzige Quelle, die das Tiefland mit Wasser versorgte...

Charrus Gedanken wirbelten durcheinander. Aber er begriff immerhin, daß die unbekannten Menschen dort unten von seiner Welt sprachen, der Welt unter der blauen Kuppel, und wie in Trance trat er an die Brüstung heran.

\*

Ein weiter Saal, dessen Mitte von einer glänzenden Halbkugel eingenommen wurde.

Sie war durchsichtig. Charru sah, daß etwas darunter lag, doch er konnte es nicht erkennen, da die Entfernung zu groß war und die beiden Menschen ihm die Sicht nahmen. Sie wandten ihm den Rücken und blickten in die Halbkugel. Beide waren etwa so groß wie er, doch mit ihrem schmalen Körperbau ähnelten sie mehr den Menschen des Tempeltals. Verwundert betrachtete Charru den glatten silbernen Anzug des größeren: ein unbekannter Stoff, zu geschmeidig, um Metall zu sein, aber auch ganz anders als das grobe Leinen, das die Frauen der Tiefland-Stämme auf ihren einfachen Webstühlen herstellten. Der zweite Mann trug ein merkwürdiges graues Gewand, das entfernt an die Roben der Priester erinnerte. Beide wirkten unendlich fremd, doch auf jeden Fall glichen sie nicht im mindesten den schreck- schwarzen Göttern.

Charru atmete auf.

Sie waren Menschen. Sie sahen nicht viel anders aus als er, sie hatten die gleiche Sprache - also mußte es wohl möglich sein, sich mit ihnen zu verständigen. Sollte er es versuchen? Sie anrufen? Er runzelte die Stirn und erinnerte sich wieder ihrer Worte über die Priester. Die Menschen dort konnten in seine Welt hineinsehen vielleicht durch die seltsame Halbkugel. Das Wort "akustisch" kannte er nicht, aber er wußte, was sie mit Überwachung meinten. Sie beobachteten das Tempeltal und das Tiefland. Warum? Und wenn sie keine bösen Absichten hatten - warum gaben sie sich dann nicht zu erkennen, sondern hielten ein ganzes Volk in einer engen, abgeschlossenen, ausweglosen Welt gefangen?

Charru rührte sich nicht.

Er gestand sich ein, daß er Angst hatte - eine kalte, würgende Angst vor dem Unbekannten, dem Unbegreiflichen dieser fremden Welt. Seine Gedanken wirbelten, verzweifelt versuchte er, zu irgendeiner Entscheidung zu

kommen. Die nächsten Worte der Menschen dort unten hörte er, ohne sie wirklich wahrzunehmen - und dann traf ihn plötzlich wie ein Schock die Erkenntnis, daß sie über ihn, Charru von Mornag, sprachen.

"...gibt keine andere Möglichkeit, er ist tatsächlich in den Fluß gegangen. Ich habe bereits Anweisung gegeben, den Leichnam aus der Pumpstation zu holen. Übrigens war die optische Überwachung eingeschaltet. Möchten Sie den Film sehen?"

Es war der Mann mit dem kurzen silbernen Haar, der gesprochen hatte. Sein Begleiter nickte, und der Silberhaarige wandte sich ab und gab jemandem ein Zeichen, der unmittelbar unter Charru in einer Tür oder Nische stehen mußte. Etwas klickte, dann erlosch langsam das Licht im Raum - und in dieser Sekunde bemerkte Charru den Ring aus winzigen Flämmchen, der sich um den Fuß der schimmernden Halbkugel herumzog.

"Das war..."

Nein, dachte er.

Unsinn! Es konnten nicht die Flammenwände sein. Die Kuppel war nicht blau, und sie war winzig. Aber vielleicht stellte sie eine Art Fenster dar, vielleicht spiegelten sich die Flammenwände an ihren Rändern, vielleicht...

Seine Gedanken stockten.

Schlagartig wurde es wieder heller, und als er den Kopf wandte, hielt er unwillkürlich den Atem an.

Da war ein Fenster in seine Welt.

Eine viereckige, leuchtende Scheibe. Er konnte das Tal des Todes sehen, die Priesterkrieger in ihren schimmernden Rüstungen, den schwarzen Fluß, der still und lautlos dahinströmte...

Und dann sah er sich selbst.

Eine taumelnde, blutige Gestalt, die die Krieger wie ein Tier hetzten...

Er sah sich über die schwarzen Felsen fliehen, sah sich verharren, schließlich in den Fluß waten, und begriff, daß die Wand dort etwas anderes sein mußte als ein Fenster, durch das man von dieser in die andere Welt hineinsehen konnte.

Und was war es dann?

Ein Fenster in die Zeit? Gab es das? Hatten die Menschen dieser Welt irgendeine Möglichkeit, die Vergangenheit wieder zurückzuholen und sichtbar zu machen?

Fasziniert beobachtete Charru, wie sein Abbild in die kochenden weißen Nebel getragen wurde., Die Worte über das seltsame Ding mit dem Namen Pumpstation fielen ihm ein, über den Leichnam, den die Männer dort herausholen lassen wollten. Sie hielten ihn für tot. Sie hatten dafür gesorgt, daß niemand die Welt zwischen den Flammenwänden lebendig verlassen konnte. Aber warum? Warum wollten diese Menschen niemand anderen in ihrer Welt dulden?

Das bunte, flimmernde Bild aus der Vergangenheit erlosch, und in der Halle begannen wieder die Wände zu leuchten. Charru biß sich auf die Lippen. Benommen starrte er auf die beiden Fremden hinunter. Der Mann in der grauen Robe ließ mit einem tiefen Atemzug die Schultern sinken.

"Ein perfektes Spielzeug", sagte er seufzend.

"Oh. Es ist mehr als ein Spielzeug, das wissen Sie."

"Natürlich. Entschuldigen Sie den Ausdruck. Es ist in der Tat sehr lehrreich. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Krieg zwischen den Priestern und den Wilden tatsächlich genauso verlaufen würde, wie Sie ihn programmiert hatten."

"Nicht ich. Die Wissenschaft. Ja, es ist wirklich sehr lehrreich..."

Die beiden Männer blickten immer noch in die schimmernde Halbkugel. Charrus Herz hämmerte. Er hatte begriffen, von welchem Krieg sie sprachen, und er fragte sich, was um alles in der Welt das Wort "programmiert" bedeutete.

So etwas Ähnliches wie "geplant"?

Hatten die Menschen dort unten den Krieg gewollt? Hatten sie die schwarzen Götter zu den Priestern sprechen lassen und befohlen, die jahrhundertealte Feuerbestattung zum Frevel zu erklären und...

Das war zu ungeheuerlich.

Und es war sinnlos. Was hätten die Menschen davon gehabt - außer, es machte ihnen Spaß, dem Gemetzel zuzusehen?

Spielzeug, wiederholte Charru in Gedanken.

Spielzeug... Aber das konnte nicht sein, nicht wirklich, das...

"Gehen wir", sagte der Mann mit dem Silberhaar. "Vor morgen nacht wird nichts Entscheidendes mehr geschehen. Die Priester raffen sich bestimmt zu keiner neuen Aktion auf, ohne noch einmal die schwarzen Götter herbeizurufen."

"Und welchen Auftrag haben die Götter diesmal? Noch mehr Unheil anzurichten? Fragen Sie sich nicht manchmal, ob eine so in Gang gesetzte Entwicklung wirklich als beispielhaft gelten kann oder..."

Die Stimme verklang.

Langsam erloschen die leuchtenden Wände, bis nur noch ein schwaches Glimmen die große Halle erhellte. Charru spannte sich, lauschte mit geschlossenen Augen und angehaltenem Atem. Alles um ihn war fremd, und doch dauerte es nur wenige Sekunden, bis ihm seine geschärften Sinne sagten, daß er allein war.

Sein Blick hing an der Halbkugel, an dem flackernden Feuerring, den er nun deutlicher erkennen konnte. Das samtene blaue Licht unter der Kuppel war seltsam vertraut, genau wie das, malvenfarbene Leuchten in der Nähe der Flammen. Es gab keine Treppe, die von der Galerie in die Halle hinunterführte. Charru zögerte, lauschte noch einmal, dann schwang er sich einfach über die Brüstung und sprang.

Federnd landete er auf dem schimmernden weißen Boden und stützte sich mit den Händen ab. Schmerz zuckte von der Schulter her durch seinen Körper, doch er achtete nicht darauf. Schwankend erhob er sich und ging die wenigen Schritte bis zu der Halbkugel.

Jetzt konnte er sehen, was sich darunter verbarg.

Verständnislos starrte er in die blaue Dämmerung. Eine Miniatur-Landschaft lag vor ihm, eine bis in alle Einzelheiten naturgetreue Nachbildung der Welt, aus der er geflohen war. Die Steppen des Tieflands dehnten sich im Widerschein der Flammenwände. Düster und abweisend ragte die große Mauer empor, die winzigen Spielzeughäuser der Tempelstadt schmiegt sich zwischen die Bergflanken. Jenseits des Grats entsprang der schwarze Fluß, strömte in langen Schleifen durch das Tal des Todes, und selbst der kochende Nebel waberte und brodelte genau wie in der Wirklichkeit.

Was bedeutete das?

Welchen Sinn hatte diese mit so viel Sorgfalt hergestellte Nachbildung seiner Welt?

Charru kniff die Augen zusammen, versuchte angestrengt, den tiefen Schatten zu durchdringen - und dann hatte er plötzlich das Gefühl, als habe die normale, gewohnte Wirklichkeit ihn abgeschüttelt und mitten in einen entsetzlichen Alptraum geschleudert.

Auf der großen Mauer bewegten sich silberne Schatten.

Gestalten! Winzige Figürchen in schimmernden Rüstungen, Krieger! Charru hielt den Atem an. Seine Augen narren ihn, es mußte so sein. Er klammerte sich an diese Gewißheit, und doch...

Sie bewegten sich!

Er sah es, jeder Zweifel war ausgeschlossen. Die Krieger marschierten hin und her, hielten Wache auf der Mauer, wie sie es jede Nacht taten. Lichter glommen in der Tempelstadt, und jenseits des Waldgürtels brannten die Lagerfeuer von Mornag. Charrus Blick tastete über die Ebene. Er entdeckte die Quelle am Fuß der Mauer, die gnomenhaften Schattenrisse der Weiden am Bach und auch dort Gestalten. Jarlon und Camelo! Gerinth mit dem langen weißen Haar, der an einem Baumstamm lehnte. Karstein, Kormak, Gillon von Tareth- die jungen Männer der Stämme, die in sichtlicher Erregung mit Gerinth und den Ältesten des Rats stritten. Kein. Laut war zu hören, kein Wort drang aus der Kuppel - und doch wußte Charru so genau, was sie besprachen, als stehe er mitten unter ihnen.

Spielzeug, klang es in ihm nach.

Lebendiges Spielzeug...

Er starrte auf die winzigen Figürchen. Im wahnwitzigen Wirbel seiner Gedanken versuchte er, die Gewißheit wiederzufinden, daß das alles unmöglich war. Ein Werk der Menschen, die diese fremde Welt bewohnten! Irgendein Wunderwerk der Zauberei oder des überlegenen Wissens oder...

Mit einem unbewußten Stöhnen preßte Charru die Handflächen auf die Kuppel und fühlte den glatten, kühlen Stoff.

Er sah die tiefe Wunde, die sich über Camelos Brust zog. Er sah den hilflosen Zorn, der das Gesicht seines Bruders Jarlon verzerrte, und er sah das Figürchen mit Gerinths weißem Haar, das sich von dem winzigen Baumstamm löste und den Arm um Jarlons Schultern legte.

Es war Gerinth.

Es waren Jarlon und Camelo.

Charru wußte es, wußte es plötzlich mit einer blinden, schwindelerregenden Gewißheit, die ihn schüttelte, und tief in seinem Innern liefen Erinnerungen ab wie in einer Folge scharfer, überwältigend klarer Bilder.

Der Tunnel!

Der Tunnel, der sich zusammenzog, um ihn zu zerquetschen - das hatte er geglaubt. Aber deutlicher noch erinnerte er sich an das Gefühl, sich auszudehnen, anzuschwellen, zu wachsen - und es war dieses Gefühl gewesen, das sein panisches Grauen ausgelöst hatte.

Seine Augen folgten den Figürchen, die sich zögernd abwandten und im Widerschein der Flammen über die Ebene gingen. Wie Hammerschläge schienen die Worte der Fremden, die er gehört hatte, in seinen Ohren widerzuhallen.

Spielzeug... Ein perfektes Spielzeug... In der Tat sehr lehrreich...



Und da begriff er.

## VI

Später wußte er nicht mehr, wie lange er dort gestanden hatte, die Hände gegen die schimmernde Halbkugel gepreßt, und die Dunkelheit seiner Welt hinunterstarrte.

Der Zorn kam ganz langsam - ein tiefer, kalter Zorn, der das Blut in seinen Adern zu Eis verwandelte. Spielzeug! Sein ganzes Volk - gefangen unter einer winzigen Kuppel, zwischen Flammenwänden eingeschlossen, von unsichtbaren Ohren belauscht und unsichtbaren Augen angestarrt. Die schwarzen Götter - Spielzeug! Bar Nergal eine tanzende Puppe, die nicht wußte, wessen Willen sie gehorchte. Seine Schwester Arliss - Spielzeug, das diese Teufel um ihres Vergnügens willen zerbrochen hatten...

Brak! Derek! Karsteins Brüder! So viel Blut und Schmerz und sinnloses Sterben...

Charru schloß die Augen.

Er ertrug das Bild nicht mehr. Und er wußte plötzlich, daß sie ihn töten würden, wenn sie ihn hier fanden. Sie mußten ihn töten. Denn sie mußten wissen, daß er sonst sie töten würde, so viele von ihnen, wie er konnte, daß er Rache nehmen würde für das, was sie seinem Volk angetan hatten.

Das Geräusch in seinem Rücken schien sich in sein Hirn zu bohren wie ein glühender Nagel.

Er kannte es bereits: eine der geheimnisvollen Türen hatte sich geöffnet. Ringsum begannen die Wände wieder zu leuchten. Charru fuhr herum - und starrte in das bleiche, verzerrte Gesicht eines Mannes.

Er hatte kurzes, schwarzes Haar und trug ein fremdartiges Kleidungsstück aus schwarzem Leder.

In den Fäusten hielt er etwas, das wie ein Metallrohr mit einem Griff und ein paar Hebeln aussah. Eine Waffe, dachte Charru mechanisch. Die Augen des Mannes verrieten es, die Schnelligkeit, mit der er seinen Schrecken überwand. Sekundenlang standen sie sich stumm gegenüber: der blasse, hagere Wächter, der halbnackte, muskulöse Barbar, über dessen bronzefarbenen Körper immer noch Blut rann. Charru war verwirrt, verzweifelt, bis in die Tiefen aufgewühlt, aber die Instinkte des Kämpfens und Überlebens waren hellwach wie immer.

Er kannte die Waffe des anderen nicht, aber er wußte, daß die Gefahr von dem auf ihn gerichteten Rohr ausging.

Seine Muskeln spannten sich. Die würgende Klammer in seinem Innern brach, der kalte Haß verwandelte sich in heiße, lodernde Wut, die wie Feuer durch seine Adern raste. Der Fremde schrie auf, als er jählings angesprungen wurde. Charrus Faust schlug das Rohr beiseite, seine Schulter rammte das Kinn des Gegners und schleuderte ihn zu Boden. Die Tür hatte sich geschlossen, doch sie glitt wieder auseinander, als sich Charru dagegenwarf. Ein beleuchteter Gang lag vor ihm, der vor einer neuen Tür endete. Er rannte, hörte keuchenden Atem hinter sich, dann ein seltsames Zischen. Etwas wie ein dünner, weißglühender Flammenstrahl zuckte an ihm vorbei, streifte seinen Arm, und blindlings warf er sich nach rechts, wo ein weiterer Flur abzweigte.

Schritte klapperten.

Ein heulender Ton gellte auf, kam von überall und nirgends, schrill und kreischend wie das liturgische Horn der Priester. Charru hatte das Gefühl, in ein unentwirrbares Labyrinth zu geraten. Flure, Türen, neue Flure, eine Art Halle und...

Schwarzgekleidete Wächter!

Eine durchsichtige Säule spuckte sie aus, eine riesenhafte Röhre, in deren Innerem sich runde Plattformen bewegten. Charru sah die fremden Waffen und wich verzweifelt zur Seite aus. Er stolperte, prallte mit seinem ganzen Gewicht gegen eine zweite, ähnliche Röhre. Das Material gab nach. Charru fiel, sah etwas Glitzerndes auf sich zufliegen - und dann kauerte er auf Händen und Knien auf einer der Plattformen und wurde in rasendem Tempo nach oben getragen.

Die Schwarzgekleideten starteten ihm entgeistert nach.

Niemand benutzte seine Waffe - vielleicht, weil sie hier nichts zerstören wollten. Charru grub die Zähne in die Unterlippe, bis er Blut schmeckte. Eine weitere Halle glitt an ihm vorbei und noch eine. Sein Instinkt sagte ihm, daß er hier heraus mußte, bevor die Plattform angehalten wurde und er in der Röhre gefangen war wie ein Tier in der Falle. Als er das nächste Mal sicheren Boden erkannte, warf er sich einfach nach vorn, und tatsächlich öffnete sich eine Lücke und ließ ihn nach draußen stürzen.

Benommen taumelte er hoch.

Die weiße, schimmernde Halle war leer, nur an einer Seite konnte er die Umrisse einer Tür erkennen. Da es keinen Sinn hatte, stehenzubleiben, ging er darauf zu. Die Wand glitt auseinander - und Charru prallte erschrocken zurück.

Ein Abgrund gähnte vor ihm.

Er konnte die schwarze, mit Lichtern besäte Kuppel sehen, die sich über der Stadt wölbte, und die weißen Häuser tief unten. Nur noch eine dünne, glitzernde Schicht trennte ihn von der Tiefe, und unmittelbar vor seinen Füßen bewegte sich der Boden.

Er begriff: die Tür führte in eine der hellen Röhren, die er zwischen den größeren Häusern hoch über dem Erdboden gesehen hatte.

Jetzt wußte er auch, wieso die Gestalten darin den Eindruck des Sehwebens gemacht hatten: der Boden selbst trug sie weiter. Oder etwas, das auf diesem Böden befestigt war und über ihn lief. Charru biß die Zähne zusammen. Sicher war es sinnlos zu fliehen. Aber er hörte die jagenden Schritte hinter sich, die erregten Stimmen, und mit einem entschlossenen Schritt betrat er das glitzernde Band.

Sofort wurde er davongetragen.

Schwindel packte ihn, doch schon nach wenigen Sekunden hatte er keine Schwierigkeiten mehr, das Gleichgewicht zu halten. Niemand schien ihm zu folgen - vielleicht hatte sich die Tür geschlossen, bevor die Fremden entdecken konnten, wohin er verschwunden war. Die weiße Außenwand des Hauses glitt an ihm vorbei. Tief unter sich konnte er Straßen erkennen, auf denen sich silbrige Schatten bewegten, und jetzt sah er auch, wohin er getragen wurde.

Zu den drei Türmen mit der Kuppel.

Auch die Türme leuchteten hell in der Finsternis und waren untereinander durch Röhren verbunden wie die, in der sich Charru befand. Wurde er schon erwartet? Der heulende Ton, der in seinen Ohren gellte, mußte ein Alarmsignal sein. Sein Blick hing an dem Turm, auf den er zugetragen wurde. Er mußte nach unten fliehen. Jenseits des weißen Häusermeers konnte er Berge und Felsen sehen, freies Land, das sich endlos dehnte und in Finsternis und Weite verlor. Dort draußen mußte es ähnlich aussehen wie in den Steppen des Tieflands. Dort war er zu Hause, dort würde er sich verstecken und die Verfolger abschütteln können.

Der Turm!

Charru duckte sich zum Sprung, als die Tür vor ihm auseinanderglitt, doch niemand erwartete ihn. Nicht einmal der schrille Heulton drang bis hierher, es war gespenstisch still. Ein schmaler Gang führte ins Zentrum des Bauwerks, endete in einem kreisrunden Flur - und wieder führte eine der schimmernden, durchsichtigen Röhren aufwärts.

Aufwärts!

Es gab keine andere Möglichkeit. Aber vielleicht konnte er die Kuppel erreichen, vielleicht fand er dann durch einen der anderen Türme den Weg nach unten.

Es war ganz einfach: die Tür öffnete sich, als er darauf zutrat, dann brauchte er nur zu warten, bis eine der Plattformen heranschwebte. Er fragte sich nicht, welche geheimnisvolle

Kraft das alles bewegte. Mit gespannten Sinnen ließ er sich nach oben tragen, und diesmal hielt die Plattform von selbst an.

Ein winziger Vorraum, eine Tür, die sofort aufging.

Charru trat über die Schwelle, sah eine Bewegung neben sich und wirbelte aus dem Stand herum.

Ein einzelner Mann in mattroter Kleidung.

Er saß an einem Tisch voller blinkender Knöpfe und Hebel und versuchte, die neben ihm liegende Waffe zu packen. Charru war schneller. Mit einem Ruck riß er das Ding an sich, sprang einen Schritt zurück und schob den Finger so um den Hebel an der Unterseite, wie er es bei seinen Verfolgern gesehen hatte.

Der Mann schloß die Augen.

Er wartete auf den Feuerstrahl, der als dem Rohr zucken mußte, wenn man den Hebel drückte. Charru starrte in das bleiche, zerfurchte Gesicht. Der Mann war alt. Er sah nicht aus wie ein Kämpfer, der, mit Waffen umzugehen verstand. Er wirkte gebrechlich und hatte Angst.

"Du kannst die Augen wieder öffnen", sagte Charru heiser. "Ich will dich nicht töten. Ich will nur wissen, wo ich hier bin und wie ich hinauskomme."

Die welken Lider flatterten.

Jetzt milderte Überraschung die Todesangst in den Augen des alten Mannes. Hilflos starrte er die wilde, blutbesudelte Gestalt an.

"Wo... wo du hier bist?" stammelte er.

"Ja,"

"In... in der Sternwarte der Universität. Aber... aber wer bist du?"

"Charru von Mornag. " Er verstummte und runzelte die Stirn, weil ihm klar wurde, daß der Name für den Alten genauso rätselhaft war wie dessen Worte für ihn. Sternwarte... Er starrte die durchsichtige Kuppel an, die den Blick auf jene andere, geheimnisvollere Kuppel freigab.

"Was sind das für Lichter?" wollte er wissen.

"Lichter? Das sind Sterne, der Weltraum..."

"Sag' mir, was das für ein Land ist!"

"Der Mars natürlich. Einer der Vereinigten Planeten." Der alte Mann antwortete aus reiner Verblüffung, und erst mit Verspätung wurde ihm die Unmöglichkeit bewußt, daß jemand ernsthaft danach fragte. Seine Augen flackerten auf. "Du... du bist aus dem Mondstein geflohen", stammelte er.

"Mondstein?"

Der Alte machte eine Bewegung, als wolle er aufspringen, und sank dann kraftlos und zitternd auf seinen Platz zurück. Charrus Kopf schwirrte. Er wollte etwas fragen und in der gleichen Sekunde hörte er über sich ein dünnes, gleichmäßiges Zischen.

Die Luft begann zu flimmern.

Ein seltsamer, süßlicher Geruch breitete sich aus. Charru spürte die Gefahr mit jeder Faser.

"Was ist das?" stieß er hervor. "Rede!"

"Schlafgas", flüsterte der alte Mann mit bleichen Lippen. " Es nützt dir nichts, wenn du mich umbringst."

Charrus Vorstellungskraft reichte nicht aus, um die Natur der neuen Bedrohung zu erfassen.

Zu spät versuchte er, eine der Türen zu erreichen. Die Umgebung verschwamm, der schimmernde weiße Boden raste auf ihn zu, und die Strahlenwaffe entglitt seinen plötzlich kraftlosen Fingern.

\*

Er war nicht bewußtlos, nur benommen und wie gelähmt.

Während sie über ihn herfielen, ihn fesselten und wegschleppten, versuchte er mit geschlossenen Augen, einen klaren Gedanken zu fassen. Schlafgas... Sie hatten ihn betäuben wollen, aber sie hatten es nicht ganz geschafft, vielleicht; weil er widerstandsfähiger war als sie. Das war gut so. Vielleicht konnte er sie täuschen, vielleicht...

Sein Kopf schlug gegen etwas Hartes, und für eine Weile wurde es wirklich schwarz um ihn.

Als er wieder zu sich kam, lehnte er mit gefesselten Armen auf einem fremdartigen Möbelstück. Es war weich und angenehm. Genauso weich und angenehm wie das Licht der leuchtenden Wände, das ihn umgab.

Seine erwachenden Sinne sagten ihm, daß zwei oder drei Männer unmittelbar hinter ihm standen. Immer noch mit geschlossenen Augen bewegte er die Hände, spannte die Muskeln und zerrte an den Fesseln, bis seine Gelenke wie Feuer brannten. Hoffnungslos, sah er ein. Was immer es war, er konnte es nicht zerreißen.

"Er ist wach", hörte er eine Stimme, die er kannte.

Ruhig öffnete er die Augen.

Ein paar Meter von ihm entfernt hinter einem Tisch saß der Mann mit dem kurzen silbernen Haar, den er in der Halle gesehen hatte. Charru betrachtete das straffe, hagere Gesicht, die hellen Augen, die schmale, gebogene Nase. Auch der andere war da, der blonde Mann in der grauen, lose fallenden Robe. Er lehnte mit verschränkten Armen an der Wand, und beide starrten den Gefangenen an wie - ja, wie man ein seltenes Tier anstarren mochte.

Oder wie sie in die Halbkugel gestarrt hatten. In die gespenstische Spielzeugwelt, in der ein Volk von Verdammten kämpfen und sterben mußte.

"Unglaublich", sagte der Silberhaarige langsam. "Er hat nicht nur den Mondstein verlassen, sondern auch den Weg durch den Tunnel gefunden. Wissen Sie, wo wir ihn aufgesammelt haben, Professor? In der Sternwarte, mit einem Laser-Gewehr bewaffnet. Können Sie mir das erklären?"

Der Angesprochene trat erst jetzt in Charrus Blickfeld: ein kleiner Mann mit glattem schwarzen Haar, der das gleiche mattrote Trikot trug wie der Alte in der Sternwarte, dazu einen silbernen Gürtel. Sein Gesicht war blaß, die Stimme zitterte.

"Ein unvorhersehbarer Zufall, mein Präsident! Ich habe dafür gesorgt, daß der Raum mit dem Auffangbecken durch eine Stahltür verschlossen wurde. Dergleichen wird sich nie mehr wiederholen."

Charru biß die Zähne zusammen.

Bitterkeit überflutete ihn. Er hatte den Weg gefunden nun war er für immer verschlossen. Der einzige Weg, der...

Wirklich der einzige Weg?

Sein Herz übersprang einen Schlag. Er wußte plötzlich, daß es noch einen anderen Weg gab, einen Weg, an den niemand je gedacht hatte und an den auch diese Fremden nicht dachten...

"Und was machen wir mit ihm - jetzt, da er einmal hier ist?" fragte der Silberhaarige langsam.

"Wir können ihn nicht am Leben lassen", stellte der Mann in Rot fest.

"Was meinen Sie, Nord?"

Nord war der Name des blonden Mannes, der an der Wand lehnte. Charru hatte die ganze Zeit über seinen Blick gespürt, und jetzt erkannte er den unmerklich bitteren Unterton in seiner Stimme.

"Sie interpretieren die Gesetze der Vereinigten Planeten recht großzügig, Professor."

"Gesetze?" fuhr der Angesprochene auf.

"Natürlich. Oder gelten die Gesetze nicht mehr für alle Menschen?"

"Aber...aber er ist kein Mensch, er..."

Charrus Kopf ruckte hoch. Für Sekunden wurde der glimmende Haß in seinen Augen zu verzehrenden Flamme.

"Was sonst?" stieß er hervor. "Ein Raubtier, das deine Sprache spricht, du Teufel? Was unterscheidet uns von euch? Was gibt euch das Recht, mein Volk wie Tiere einzusperren, was..."

Er verstummte.

Der Haß schüttelte ihn, aber er schwieg, weil ihm klargeworden war, daß er nicht verraten durfte, wieviel er schon wußte. Vielleicht gab es noch einen Weg. Hart grub er die Zähne in die Unterlippe, kämpfte den Haß nieder und versuchte, seinen Stolz zu bezwingen.

"Ich will zurück", sagte er tonlos. "Bringt mich dahin zurück, wo ich hergekommen bin. Bitte..."

"Das ist ausgeschlossen, das geht nicht!" ereiferte sich der Professor.

"Warum nicht?" fragte der Mann mit dem Namen Nord müde. "Die Priester werden ihn umbringen und alles, was er sagt, als das Gerede eines Wahnsinnigen abtun. Lassen Sie ihn wenigstens dort sterben, wo er zuhause ist, Jessardin! Oder lassen Sie ihn leben."

"Wir können ihn nicht leben lassen, das wissen Sie. Also gut, bringen wir ihn zurück. - Nummer zwanzig?"

Charru spürte die Bewegung hinter sich.

Etwas preßte sich auf sein Gesicht - eine Art Maske, wie sie die Priester manchmal zu besonderen Anlässen benutzten.

Wieder roch er das süßliche Gas, und noch während es dunkel um ihn wurde, versuchte er, das wilde Gefühl des Triumphs zu verbergen, das ihn erfüllte.

\*

Diesmal dauerte die Ohnmacht länger.

Noch ehe die Erinnerung einsetzte, sagten ihm seine Sinne, wo er war: er roch das Wasser des Flusses und fühlte die Kälte der dunklen Felsen unter seinem Körper. Mühsam kämpfte sich sein Bewußtsein zurück an die Oberfläche. Als er die Augen öffnete, sah er das blaue Zwielficht des erwachenden Tages. Er war zurück. Zu Hause... Auch die Quelle des schwarzen Flusses mußte ein Weg in jene andere Welt sein, aber er war sicher, daß die Fremden auch diesen Weg für immer versperren würden.

Sie hatten ihn hierhergebracht, damit die Priester ihn fanden und töteten.

Warum? Weil sie sich selbst nicht die Hände schmutzig machen wollten? Damit alles die einmal von ihnen bestimmte Ordnung hatte? Charru lächelte bitter, als er sich aufrichtete. Sein Blick wanderte zu der blauen Kuppel hinauf, und der Gedanke an die Riesengestalten, die jetzt vielleicht dort draußen standen und in die Halbkugel zu ihm herunterstarrten, ließ ihn schauern.

Sie waren Riesen.

So wie Jarlon, Camelo und Gerinth winzige Spielzeug-Figürchen gewesen waren, als er, Charru, außerhalb der Kuppel gestanden hatte. Es mußte der blaue Tunnel sein, der das zuwege brachte. Der blaue Tunnel, der aus dem gleichen Stoff bestand wie die Kuppel, dem Stoff, den sie "Mondstein" nannten...

Wenn sie draußen standen, um zu beobachten, wie die Priester über ihn herfielen, konnten sie lange warten.

Solange er am Fluß blieb, war er sicher. Und er würde auch über die Felswände kommen: die Fremden kannten ihr Spielzeug nicht gut genug, vor allem nicht die Krieger und Wächter, die von den Priestern brutal unterdrückt und in Aberglauben und Furcht gehalten wurden. Er, Charru von Mornag, war mit dem schwarzen Fluß in die Ewigkeit geschwommen. Wenn die Wächter ihn lebendig wiedersahen, würden sie ihn nicht ergreifen, sondern schreiend vor ihm davonlaufen.

Und dann mußte er nach Mornag gehen.

Es gab einen Platz im Tiefland, wo die Fremden sie offenbar nicht belauschen konnten: das Gebiet um die Quelle. Dort konnten sie reden, und sie würden sich auch verbergen können - er hatte selbst gesehen, wie schwierig es war, in der Dunkelheit etwas zu erkennen. Wenn sie es geschickt und vorsichtig anfangen, mußte es einen Weg geben. Einen Weg in die Freiheit, in eine Welt, die so unendlich groß war, daß sie jedem Raum genug bot, um in Frieden zu leben.

Charru stand auf, noch taumelnd unter den Nachwirkungen der Ohnmacht, und ging zum Flußufer hinunter. Während er etwas Wasser mit der hohlen Hand schöpfte und trank, fiel ihm ein, daß er auch in jener anderen Welt dunkle, stille Wasserläufe gesehen hatte. Er dachte an die endlose Ebene, die Berge, die funkelnden Lichter in der Finsternis, die der Mann aus der Sternwarte -"Weltraum" genannt hatte. Raum, wiederholte er in Gedanken. Genauso hatte er es empfunden: nichts, das auch nur im entferntesten an die Kuppel erinnerte, die seine eigene Welt umschloß, sondern endlose, unbegrenzte Weite. Immer schon hatte er sich zwischen den Flammenwänden gefangen gefühlt. Und jetzt, das wußte er, würde ihn die Sehnsucht nach diesem unendlichen Raum nie mehr loslassen, und wenn er noch hundert Jahre lebte.

Aber er würde keine hundert Jahre mehr leben.

Nicht hier...

Er brauchte Glück, um die nächste Stunde zu überstehen. Wenn er Mornag erreichte, war er den Tag über sicher. In der nächsten Dämmerung würden die Priester die schwarzen Götter anrufen, um sich den richtigen Weg offenbaren zu lassen. Und die Offenbarungen dieser vermeintlichen Götter waren immer gleich, sie verlangten stets ein Opfer, und diesmal würde es sicher wieder ein Menschenopfer sein.

Charru schöpfte noch einmal Wasser, säuberte endlich die Wunde an seiner Schulter und rieb sich flüchtig das getrocknete Blut vom Körper. Vorsichtig schlich er bis zum Grat und spähte über die Felsen ins Tal hinunter.

Der Tempel und die Stadt lagen still in der Morgendämmerung. Irgendwann mußten auch die Priester schlafen, und in der vergangenen Nacht hatten sie wohl genug an Aufregung gehabt.

Was würden sie sagen, wenn sie je erfuhren, daß ihre schwarzen Götter nur Lakaien einer anderen Rasse waren?

Daß ihre Welt ein Schaustück, ein Spielzeug war in einer unendlich viel größeren anderen Welt, in einer grenzenlosen Weite, von der sie nicht einmal träumten?

Auch die Priester waren nur Opfer, erkannte Charru plötzlich. Sie fürchteten ihre Götter, und es war die Angst, die sie grausam und despotisch machte. Die Tempeltal-Leute und die Bewohner des Tieflands teilten das gleiche Gefängnis miteinander. Sie waren nicht Feinde, sondern Brüder, sie...

Brüder?

Die Priester und die Tiefland-Stämme? Der bestürzende Gedanke ließ Charru innehalten. Deutlich glaubte er wieder, Arliss' Gesicht vor sich zu sehen. Er wußte, daß er niemals aufhören würde, Bar Nergal zu hassen, daß er sich niemals als Bruder der Priester fühlen konnte - und doch wußte er, daß es trotz allem die Wahrheit war.

Nicht Bar Nergal hatte Arliss ermordet, auch wenn er es gewesen war, der das Messer führte.

Jene Fremden trugen die Schuld. Der silberhaarige Mann, der Jessardin hieß. Der andere mit dem Namen Nord. Der eifernde schwarzhaarige Zwerg, den sie Professor nannten...

Sie waren die Feinde.

Und wenn die Menschen unter der blauen Kuppel jemals das Joch abschütteln und ihre Freiheit gewinnen wollten, dann mußten sie sich zusammenschließen und ihre eigenen Feindschaften vergessen.

Mit einem tiefen Atemzug überkletterte Charru den Grat und glitt in den Schatten zwischen den Felsen.

Er schlug einen Bogen, überquerte das Plateau in unmittelbarer Nähe der Feuerwände. Als er sich der winzigen Flämmchen erinnerte, die er von außen gesehen hatte, kämpfte er einen Augenblick gegen das Gefühl, das alles könne nur ein Traum gewesen sein. Aber es war kein Traum gewesen. Es war Wirklichkeit, eindeutig und unabweisbar, und Charru wußte zumindest eins: daß die Stämme ihm glauben würden, auch wenn sie die Wahrheit nicht begreifen konnten.

Am Rand des Plateaus stieß er auf zwei Wächter.

Sie wandten ihm den Rücken zu, blickten über die Ebene, und er konnte sie niederschlagen, ohne daß sie ihn zu Gesicht bekamen. Wahrscheinlich würden sie sich später darauf einigen, den Zwischenfall zu verschweigen -jedenfalls, wenn sonst niemand Alarm schlug. Charru stieg in den tiefen Felsspalt ein, wo die Hitze des Gesteins gerade noch erträglich war. Der rote Flammenschein mischte sich mit dem blauen Leuchten der Kuppel zu einem violetten Dunst. Über dem Tiefland lagen noch dunkle Schatten, und jenseits des Waldgürtels glommen die Lagerfeuer wie Funken.

Keiner der Krieger hielt in dieser Nacht am Fuß der Felswände und der Mauer Wache.

Vielleicht hatten sie Angst. Arliss war geopfert worden, ihn, Charru, hielten die Priester für tot - jetzt mochten sie fürchten, daß die Stämme einfach jeden niedermachen würden, dessen sie habhaft werden konnten. Eine Furcht, die wieder neue Gewalttaten heraufbeschwören würde. Was sie als Gefahr ansahen, pflegten die Priester gnadenlos auszurotten - und sie würden sich sicher nicht lange damit Zeit lassen.

Charru atmete auf, als er die Wand hinter sich hatte und in den Schatten eines Felsblocks glitt.

Reglos blieb er stehen und nahm das vertraute Bild der Ebene in sich auf. Sein ganzes Leben hatte er hier verbracht. Er liebte das Tiefland. Aber jetzt zum erstenmal begriff er ganz klar, daß es immer die Weite gewesen war, die er daran liebte, und daß er jene andere, neue Weite, die er gesehen hatte, mehr lieben würde.

Langsam ging er weiter, geschickt jede Deckung und jede Schatteninsel nutzend, um nicht doch noch entdeckt zu werden.

Niedriges Gebüsch nahm ihn auf, dann erreichte er die Felsen, zwischen denen die Quelle entsprang. Weiden säumten den Bach, zusammengekauert wie bucklige Gnomengestalten. Charru blieb stehen und hielt den Atem an. Er fühlte, daß er nicht allein war. Sekundenlang lauschte er gespannt - dann hörte er einen leisen, klingenden Ton, wie ihn nur eine Grasharfe hervorbrachte.

"Camelo", flüsterte er.

"Charru!"

Die Stimme klang erstickt. Wie ein Schatten schnellte ein paar Schritte neben ihm eine Gestalt empor, dann standen sie sich gegenüber und drückten sich schweigend die Hände.

"Charru! Die halbe Bevölkerung des Tempeltals schrie die ganze Nacht herum, du seiest tot und mit dem Fluß über die Kante gestürzt."

"Ja..."

Camelo starrte ihn an.

"Was heißt das - ja?" fragte er tonlos.

"Ich bin über die Kante gegangen. Und ich lebe noch, wie du siehst. Aber hol zuerst Gerinth und die anderen hierher."

"Hierher?" echote Camelo überrascht.

Charru lächelte matt.

"Ja, hierher", sagte er leise. "Es ist wichtig. Du wirst es verstehen, wenn ich alles erzählt habe."

\*



Simon Jessardin schaltete den Monitor in seinem Büro ab. "Zweihundert Jahre alte Technik", meinte er unwillig. "Die Bildqualität läßt sehr zu wünschen übrig." Dann wandte er den Kopf und lächelte. "Aber Sie sehen, Ihr Schützling hat es geschafft, Conal. Sein Abgang scheint die Priester doch ziemlich beeindruckt zu haben."

Der Venusier saß ihm gegenüber auf dem Drehsessel vor dem Fernsehschirm. Er hielt ein Glas in der Hand, in dem Wein aus den Treibhäusern der Garrathon-Berge funkelte.

"Was bringt Sie darauf, ihn meinen Schützling zu nennen, Simon?"

"Entschuldigen Sie." Jessardin tippte ein, paar Anweisungen auf die eckige Scheibe des Informators, die dem Verwaltungsdienstler im Vorzimmer galten. "Aber es ist doch richtig, daß Sie in den letzten Tagen gewisse Vorbehalte gegen das Projekt Mondstein entwickelt haben, nicht wahr? Oder soll ich sagen, ein gewisses Mitgefühl mit den Betroffenen?"

"Mitgefühl? Es geht eher um das Prinzip, der Rechtsstaatlichkeit. Im übrigen wußten Sie vorher, daß er entkommen würde, oder?"

"Ah, nein! Aber es spielt keine Rolle - über kurz oder lang werden ihn die Priester doch töten. Das ist Naturgesetz, mein Freund. Eins der Naturgesetze, die unter dem Mondstein gelten und die wir studieren, meine ich."

Conal Nord lehnte sich zurück. "Vermutlich", sagte er langsam. "Ich Präge mich nur, was diese Gesetze bestimmt. Die Natur der Menschen? Oder die zweifelhafte Natur ihrer Umgebung?" Eine steile Falte erschien auf Simon Jessardins Stirn. "Ihre Umgebung entspricht den irdischen Verhältnissen etwa tausend Jahre vor der großen Katastrophe."

"Tatsächlich? Sollten damals auf der alten Erde schwarze Götter aus irgendwelchen Felswänden hervorgetreten sein, um den Menschen unsinnige Befehle zu geben?"

"Sie sind ein Zyniker, Conal."

"Durchaus nicht", sagte der Venusier mit einem ungewohnten Unterton von Schärfe.

"Dann scheinen Sie nicht begriffen zu haben." Jessar- Asketengesicht wurde hart, er ließ die flache Hand auf den Schreibtisch fallen. "Die irdischen Verhältnisse vor der Katastrophe dürfen nicht in Vergessenheit geraten, Conal. Verstehen Sie nicht, wie wenig es uns nützen würde, unter dem Mondstein eine Welt des Friedens und des Glücks zu kultivieren? Es sind die Mechanismen von Krieg und Gewalt, die wir studieren, und zwar nicht zum Vergnügen, wie Sie sehr wohl wissen. Wir müssen die aggressiven Verhaltensmuster in allen ihren Variationen sehr genau kennen, um in unserer Welt den Anfängen wehren zu können. Wie wollen Sie herausfinden, welche Gründe Menschen dazu bringen, Vernichtungskriege zu führen, wenn Sie nicht bereit sind, mit eben diesen Gründen zu experimentieren?"

"Auf Kosten anderer?"

"Auf Kosten anderer! Einiger weniger, die der Wissenschaft zu dienen haben! Ihr Mitgefühl in Ehren, aber..."

Der Venusier setzte sein Glas ab. Der Wein schmeckte ihm nicht mehr. Als er sprach, zeigte er zum erstenmal nichts mehr von der Liebenswürdigkeit, die man den Menschen seines Heimatplaneten nachsagte.

"Ich sagte schon, daß es nicht um Mitgefühl geht", erklärte er. "Da der Mann sterben wird, den Sie meinen Schützling zu nennen beliebten, haben wir ihn ja wohl zum Tode verurteilt. Seit wann sieht das marsianische Recht Todesurteile ohne Anklage und Gerichtsverhandlung vor?"

"Diese Leute sind keine Bürger der Vereinigten Planeten."

"Aber sie sind Menschen. Und ihre Vorfahren haben uns nicht darum gebeten, sie von der Erde zu entführen."

Simon Jessardin stand mit einem Ruck auf.

Fast erstaunt stellte der Venusier fest, daß sich in dem straffen Asketengesicht etwas wie eine Gefühlsaufwallung abzeichnete. Jessardin verschränkte die Hände auf dem Rücken und starrte die Abbildung des Sonnensystems an, die reliefartig eine der Wände schmückte.

"Also gut, sie sind Menschen", sagte er beherrscht. "Unsere Art, sie zu behandeln, ist gemessen an allgemeinen ethischen Normen unmoralisch und widerspricht der

marsianischen Rechtsauffassung. Aber die irdische Geschichte mit den zahllosen kleineren und der einen großen Katastrophe hat gelehrt, daß das Projekt Mondstein notwendig ist. Wir sind in diesem einen Fall unmoralisch, um die Zukunft der gesamten Menschheit zu sichern. Die Verpflichtung, sich in den Dienst des Staates und der Allgemeinheit zu stellen, gilt für jeden einzelnen Bürger der Vereinigten Planeten und im besonderen für die Entscheidungsgremien. Sie schließt auch die Notwendigkeit mit ein, sich bisweilen die Hände schmutzig zu machen, da es nun einmal keinen idealen Staat gibt. Ob wir das gern tun, ist unerheblich, mein Freund. Ich persönlich verabscheue zum Beispiel die Todesstrafe und finde die Strafkolonien der Luna-Bergwerke höchst unerfreulich. Aber beide Institutionen sind notwendig. Die Moral ist in erster Linie eine Frage der Vernunft, Conal.

Und die Vernunft verlangt, die Dinge in den großen Zusammenhängen zu sehen."

Conal Nord seufzte.

Im Grunde, wußte er, war dies alles tatsächlich ein persönliches Problem, mit dem er selbst fertig werden mußte.

"Eine umfassende staatsphilosophische Analyse", stellte er fest. "Sie haben recht, Simon. Vermutlich liegt es einfach an diesem unheilbaren inneren Widerspruch Krieg für den Frieden."

"Der kein Widerspruch ist, da sich Kriegsführung und Friedensbemühungen in diesem Fall auf völlig verschiedenen, nicht miteinander vergleichbaren Ebenen abspielen. Im übrigen dürfte der Rat bereits auf uns warten. Einige unserer jungen Wissenschaftler brennen förmlich darauf, dem Venus-Projekt zugeteilt zu werden."

Conal Nord nickte nur und stand auf.

Das Venus-Projekt...

Sein Engagement für dieses Unternehmen war in den letzten Tagen merklich abgekühlt. Aber es wurde Zeit, endlich zu konkreten Entscheidungen und Vorbereitungen zu kommen - und er ertappte sich bei dem Gedanken, daß er nichts dagegen hatte, den Mars schneller wieder zu verlassen, als eigentlich vorgesehen war.

## VII

Wie Schatten kamen sie aus der Dämmerung: Gerinth und Camelo, Jarlon, Karstein und Kormak, Gillon von Tareth mit dem wirren roten Schopf und den grünen Augen der Tareth-Sippe.

Schweigend schüttelten sie Charru die Hand, Jarlon umarmte ihn und kämpfte gegen die Erschütterung, die sein junges Gesicht zeichnete. Gerinths Blick wanderte zu der großen Mauer. Seit Tagen trug auch er wieder sein mächtiges Langschwert an der Seite, und er hatte Charrus alte Waffe mitgebracht, als Ersatz für das Schwert seines Vaters, das bei den Priestern im Tempel geblieben war.

"Du hast es geschafft", sagte der alte Mann ruhig. "Aber ich begreife nicht, wie. Und ich begreife nicht, warum wir uns hier treffen müssen. Es ist gefährlich."

"Du wirst es gleich begreifen. Jarlon, halt Wache in den Felsen! Bleib in Hörweite, aber paß auf, daß uns niemand belauscht oder angreift."

Der Junge nickte schweigend.

Geschickt turnte er zwischen die Steinblöcke, die die Quelle umgaben, und kauerte sich in eine Mulde. Charru warf das Haar zurück. Er suchte nach Worten - nach Worten, die nicht allzu phantastisch klangen.

"Ich wollte Bar Nergal töten", sagte er langsam. "Wahrscheinlich hatte ich einfach den Verstand verloren. Natürlich überwältigten sie mich. Aber ich konnte mich losreißen und ins Tal des Todes entkommen."

Gerinths Augen wurden schmal. "Jarlon und Camelo haben sich eine ganze Zeit auf dem Plateau versteckt, um auf dich zu warten. Sie sagten, die Priester hätten behauptet, du seiest in den Fluß gegangen und in den Nebeln verschwunden."

"Ja..."

"Dann - gibt es eine Möglichkeit, den Fluß noch im Bereich des Nebels zu verlassen? Das Tal wieder zu erreichen?"

"Nein, Gerinth. Aber der Fluß endet nicht in den Flammen. Dort, wo er über die Kante stürzt, gibt es kein Feuer. Und er stürzt in einen unterirdischen See."

Mit angehaltenem Atem starrten sie ihn an.

"Du - hast einen Weg durch die ewigen Flammen gefunden?" fragte Karstein tonlos.

Charru nickte. Er begann zu erzählen - langsam und stockend, denn es war schwer, Dinge verständlich zu machen, die er selbst noch nicht völlig begriff. Er berichtete von dem unterirdischen Raum, von den wasserführenden Röhren, die offenbar den ewigen Kreislauf des Flusses in Gang hielten. Er berichtete von dem blauen Tunnel - und er sprach nicht von dem Grauen, von seiner panischen Flucht, sondern von der unleugbaren Tatsache: daß er in diesem Tunnel gewachsen war, zu gigantischer Größe, zu einem Maß, das selbst die Kuppel überragte, unter der sie alle lebten.

"Das ist nicht wahr", sagte Gillon von Tareth nach einem langen Schweigen.

Charru sah in seine grünen Augen. "Glaubst du, daß ich lüge?"

"Natürlich nicht, aber..."

"Daß ich geträumt habe? Oder wahnsinnig geworden bin?"

Gillon schüttelte den Kopf. Er war älter als Charru: ein breitschultriger, kräftiger Mann mit starken Händen und einem ruhigen, kühlen Geist, den nichts so leicht erschütterte. Jetzt

verzerrte sich sein Gesicht in schmerzhafter Anspannung.

"Nein", sagte er. "Aber - dieser Nebel, der Sturz... Vielleicht ist der Nebel giftig, vielleicht hat er irgend etwas Berauschendes. Du bist über die Kante gestürzt, durch diesen Tunnel gelaufen und dann - wieder im Tal des Todes erwacht, nicht wahr?"

Charru lächelte matt. "So war es nicht, Gillon. Als ich durch den Tunnel lief, war ich vor Schrecken halb wahnsinnig, taumelte irgendwohin und verlor das Bewußtsein. Aber als ich wieder aufwachte, konnte ich völlig klar denken. Und ich war nicht im Tal des Todes, sondern in einer anderen Welt. In einer Welt jenseits der Flammenwände und der blauen Kuppel."

Stille. Gerinths nebelgraue Augen hatten sich verdunkelt, brannten plötzlich in einem seltsamen Feuer.

"Die Welt hinter den Flammen", flüsterte er. "Ich ahnte es."

"Du - ahntest es?"

"Es gab immer schon Legenden. Uralte Sagen, die davon sprachen, daß unser Volk aus einer anderen Welt hierher gekommen ist. - Charru! Ist es möglich, daß wir alle den Weg finden werden?"

"Vielleicht. Aber hör erst zu!"

Leise sprach er weiter, und jetzt zweifelte niemand mehr an seinen Worten. Camelo hatte sich vorgebeugt. Sekundenlang schien er mit offenen Augen zu träumen, und Charru lächelte, weil er wußte, was sein Freund zu sehen glaubte: den dunklen, unendlich weiten Raum mit den Lichtern, die Sterne hießen.

In Camelos Gesicht wurden solche Bilder zu Liedern und Musik.

Für Karsteins Augen waren Türme Festungen, und er sah immer zuerst den Boden, auf den er seine Füße setzen konnte. Und Jarlon träumte von den Wundern einer fremden Welt, von Kämpfen und Abenteuern, so wie Gerinth vom endlichen Frieden träumen mochte...

Charru erzählte. Von der durchsichtigen Kuppel in der großen weißen Halle. Von dem Gespräch, das er belauscht, und von dem, was er unter der Kuppel gesehen hatte.

Er berichtete genau. Jede Einzelheit der Szene an der Quelle hatte sich in sein Gedächtnis geprägt, und jede Einzelheit wiederholte er. Alle, die ihm zuhörten, waren dabeigewesen, hatten zur Mauer hinübergestarrt und mit Gerinth und den Ältesten des Rats darüber gestritten, ob sie einen Angriff wagen sollten. Alle waren sich klar darüber, daß Charru sie von keinem anderen Platz aus beobachtet hatte als von außerhalb der Kuppel.

Sie schwiegen. Wie versteinert starrten sie ihn an. Er beendete rasch seinen Bericht, fügte die wenigen Einzelheiten hinzu, die noch wichtig waren, und danach senkte sich die Stille herab wie ein Mantel.

"Warum?" flüsterte Camelo schließlich. "Warum, Charru?"

"Das weiß ich nicht. Sie sprachen von einem Spielzeug. Und davon, daß es lehrreich sei."

"Spielzeug..." wiederholte Gerinth tonlos.

"Und sie schicken die schwarzen Götter?" stieß Karstein hervor.

"Ja."

"Sie hetzen die Priester auf? Sie geben all diese unsinnigen Befehle und religiösen Vorschriften? Sie haben diesen Krieg entfesselt?"

"Ja..."

"Arliss", flüsterte Jarlon erstickt. "Arliss mußte sterben, damit sich diese Fremden daran ergötzen konnten." Und dann schrie er plötzlich: "Das ist doch nicht möglich! Sie sind Teufel! Sie sind Bestien! Begreift ihr das nicht? Begreift ihr nicht..."

Er war von dem Felsen heruntergeglitten, Tränen der hilflosen Wut in den Augen. Charru sprang rasch auf und legte den Arm um seine Schulter.

"Ruhig, Jarlon! Sie sind Teufel, wir wissen es. Aber wir dürfen jetzt nicht den Kopf verlieren. Nimm dich zusammen."

"Ich... Es tut mir leid..."

"Schon gut! Camelo, übernimm die Wache! Wir müssen uns entscheiden. Es gibt einen Weg, aber ich weiß nicht, ob wir ihn gehen sollen."

"Nenne ihn!" knurrte Karstein. "Und dann möchte ich den sehen, der mich hindert, ihn zu gehen. Nenne ihn!"

Charru nickte nur und setzte sich wieder. Seine Worte fielen in tiefe, atemlose Stille.

"Es ist der einzige Weg, den es jetzt noch gibt, und er wird sich heute nacht öffnen. Das Tor der Götter..."

\*

Durch die getönte Glaskuppel des Parlaments fiel Sonnenlicht.

Die Tage auf dem Mars waren heiß, doch die Feldsteuerungen der neuzeitlichen Klimaanlage hielten die Temperatur nicht nur in den Häusern, sondern auch auf allen Straßen innerhalb der Städte auf konstanten neunzehn Grad Celsius. Die Mitglieder des Rats der Vereinigten Planeten trugen aus Tradition die Kleidung ihrer jeweiligen Heimat: venusische Tuniken, die eng anliegenden silbernen Anzüge des Mars, die violetten des Jupiter, die verblüffenden irisierenden Gewänder des fernen Uranus, die man hier nur höchst selten zu sehen bekam. Gemeinsam war den Delegationen sonst nur die Haltung kühler, gelassener Würde. Es gab keine politischen Streitigkeiten. Die Politik der neuen Menschheit war die der Vernunft - und damit eine Politik, die sich auf die gesicherten Erkenntnisse der Wissenschaft stützte.

Jetzt allerdings verrieten die Gesichter eine gewisse Bestürzung. Conal Nord stützte die Hände auf das weiß schimmernde Rednerpult und lächelte.

"Drittens", sagte er laut und deutlich, "drittens ist das Problem auch noch unter dem Aspekt der Friedensforschung zu betrachten..."

Sein Blick glitt über die Zuhörer. Mit "erstens" und "zweitens", nämlich dem Aspekt der politischen Effektivität und dem Aspekt der Moral, hatte er sie schon hinreichend in Verwirrung gesetzt. Sie waren nicht daran gewöhnt, daß sich jemand anmaßte, wissenschaftliche Probleme schärfer zu sehen als die Wissenschaftler.

Conal Nord war es selbst nicht gewohnt. Er war nicht einmal völlig sicher, ob er seine Befugnisse als Generalgouverneur und damit stellvertretender Präsident auf der Venus nicht bereits überschritten hatte.

"Die Friedensforschung", fuhr er fort, "hat sich von Anfang an ausschließlich auf das Studium der Welt unter dem Mondstein konzentriert, ohne sämtliche Auswirkungen, die das Projekt haben könnte, einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Das Projekt bedeutet Krieg, verehrte Kollegen, einen Krieg, der de facto von der marsianischen Wissenschaft ausgelöst wird. Ich frage hier nicht nach unserem moralischen Recht, das Projekt zu unterhalten. Ich frage nach seinen möglichen Auswirkungen. Wir dulden einen höchst realen und, das dürfen Sie mir glauben, recht blutigen Krieg mitten in Kadnos. Wir dulden ihn, weil er uns nicht berührt, aber er könnte sehr leicht zum gefährlichen Saatkorn werden. Morgen werden wir ihn vielleicht auf einem anderen, hinreichend fernen Planeten dulden. Übermorgen in unseren anderen Reihen..."

Jemand sprang auf. Aber er setzte sich wieder, als Simon Jessardin eine beschwichtigende Geste machte. Conal Nord atmete tief.

"Ich behaupte nicht, daß es so kommen wird. Ich behaupte nur, daß sich die Friedensforschung sehr gründlich mit dieser Frage befassen sollte. Und aus allen diesen Gründen möchte ich das Projekt Mondstein für die Venus nicht befürworten, ohne das Ergebnis zusätzlicher wissenschaftlicher Untersuchungen abzuwarten."

Er verbeugte sich.

Der kurze, höfliche Beifall verlor sich unter der Glaskuppel. Der Rat ging ungewohnt schnell auseinander aber dafür würden in den nächsten Stunden wohl einige Ausschüsse tagen und protestierende - selbstverständlich maßvoll protestierende - Resolutionen der Wissenschaftler verfaßt werden.

Conal Nord wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Als er durch den Flur in den Relax-Raum ging, sah er flüchtig in den Spiegel und registrierte kopfschüttelnd die angestregten Linien seines Gesichts. Er würde Schwierigkeiten bekommen. Die Wissenschaftler der venusischen Staatsuniversität betrachteten ihr Projekt Mondstein als höchstes aller Ziele und dachten gar nicht daran, die Frage seiner politischen Notwendigkeit und moralischen Berechtigung zu prüfen. Und Conal Nord war sich nur zu bewußt, daß er im Grunde gelogen hatte. Er hatte das Problem auf wissenschaftliche Fragen reduziert, weil dem Rat der Vereinigten Planeten anders nicht beizukommen war.

Er wandte sich um, als er das Geräusch der auseinandergleitenden Tür hörte.

Simon Jessardin lächelte, als er hereinkam. Der Blick seiner hellen Augen war von beunruhigender Schärfe, wie immer, und von einem beunruhigenden Verständnis.

"Meine Gratulation", sagte er, während er sich auf eine der Relax-Liegen sinken ließ. "Das war eine elegante Lösung."

Conal Nord setzte sich ebenfalls. Sanft drückte der Massage-Ring in seinen Nacken, zwei metallene Plättchen berührten seine Schläfen. Er fühlte sich durchschaut. Und er ließ sich von Jessardins Liebenswürdigkeit nicht täuschen, da er wußte, daß darunter Granit lag - der Granit fester Überzeugungen und absoluter persönlicher Integrität.

"Die Allmacht der Wissenschaft", sagte der Venusier gedehnt.

"Die Sie für Ihre Zwecke benutzt haben..."

Nord schüttelte den Kopf, wobei das Gitter dünner Silberdrähte ein wenig knirschte. Die leise Vibration des Relax-Helms entspannte fühlbar seine Nerven.

"Nein", sagte er. "Es ist mir ernst, Simon, das dürfen Sie mir glauben. Ich lehne das Projekt Mondstein ab, was als rein persönliche Meinung selbstverständlich unerheblich ist. Aber da ich eine gewisse Verantwortung trage, kann ich meine eigenen Bedenken nicht ignorieren. Ich möchte, daß die meiner Ansicht nach kritischen Punkte wissenschaftlich noch einmal gründlich geklärt werden, das ist alles."

"Ihr gutes Recht, Conal."

"Und Sie? Hätten Sie im Rat eine Beschlußvorlage eingebracht und die Abstimmung ad hoc beantragt, wäre ich gescheitert?"

"Sicher." Simon Jessardin lächelte. "Aber ich achte jede vernünftige Entscheidung. Wir dienen alle der gleichen Sache, mein Freund. Und es ist nicht gut, Machtpositionen in eine Waagschale zu werfen, die von Wahrheit und Vernunft ohnehin zur richtigen Seite geneigt werden wird."

"Mit der Zeit", sagte Conal Nord.

"Ja, mit der Zeit. Aber warum sollen wir nicht die Zeit arbeiten lassen, solange uns nicht eine Krise zum Gegenteil zwingt?"

Die beiden Männer schwiegen. Sie dachten nach. Simon Jessardin überließ sich der Entspannung der Relax-Vibration und versuchte dabei, ein wissenschaftliches Problem zu analysieren. Conal Nord tat das gleiche. Und beide ahnten nicht, wie verschieden die Richtungen waren, in die sich ihre Gedanken bewegten.

\*

Auch unter dem Mondstein war der Tag angebrochen.

In dieser Welt gab es keine Sonne. Nur das blaue Licht der Kuppel drang in jeden Winkel. Auf der großen Mauer patrouillierten die Krieger der Priester. Noch hatte Bar Nergal nicht entschieden, was mit den Stämmen geschehen sollte. Ehe er einen endgültigen Entschluß faßte; würde er nochmal die schwarzen Götter anrufen.

Charru und Camelo kauerten zwischen den Felsen um die Quelle, in jener Mulde, in der sie früher so oft ihre Gespräche geführt hatten, ohne zu ahnen, daß sie instinktiv den einzigen Ort wählten, an dem sie nicht belauscht werden konnten. Jetzt schwiegen sie. Dafür wurde in Mornag geredet. Trotz der unsichtbaren Lauscher - denn Charru war sich klar darüber, daß die Fremden Verdacht schöpfen würden, wenn er nicht versuchte, den Stämmen die

Wahrheit zu sagen.

Jarlon würde den jungen Männern, den Jünglingen und den Kindern an der Schwelle zum Erwachsenwerden von jener fremden Welt erzählen.

Gillon von Tareth berichtete seiner Sippe, Karstein den Nordmännern, Kormaks Schwester Tanit den Frauen. Und Gerinth würde den Rat befragen. Alles war geplant. Genau geplant - bis zu dem Punkt, an dem die Stämme beschlossen, einen Weg in die Außenwelt zu finden, wenn sie es vermochten.

Nur eins würde mit keinem Wort erwähnt werden: daß sie den Weg schon kannten.

Das Tor der Götter.

Nicht viele konnten durch dieses Tor \_ entkommen, denn es mußte heimlich geschehen. Und die wenigen, die es schafften, würden allein in einer fremden Welt stehen, gegen das überlegene Wissen und die überlegenen Waffen einer anderen Rasse. Aber auch jene Fremden waren nur Menschen. Man konnte sie überraschen, man konnte ihre Waffen rauben, und man konnte Geiseln nehmen. Charru war entschlossen, die Zerstörung des Mondsteins und die Befreiung seines Volks zu erzwingen. Aber er ahnte, daß dabei viele sterben würden, und er wollte nicht handeln ohne das Einverständnis aller.

"Charru", sagte Camelo leise.

"Ja?"

"Glaubst du, daß wir... daß wir die Priester überzeugen könnten?"

"Nein!"

"Aber sie sind Gefangene wie wir! Sie sind nicht schuldig. Oder?"

"Nein, sie sind nicht schuldig. Nur würden sie uns nicht glauben. Es wäre sinnlos."

"Wahrscheinlich. Sie haben Vernichtung und Tod über uns gebracht, und nun bringen wir vielleicht Vernichtung und Tod über sie."

"Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was geschieht, wenn der Mondstein zerstört wird. Ich weiß nicht, ob es überhaupt gelingen kann, ihn zu vernichten."

Camelo schwieg.

Seine Finger glitten über die Grasharfe an seiner Hüfte. Eine leise, fremdartige Melodie erklang. Charru lauschte sekundenlang, dann lächelte er. Sein Blutsbruder war in Gedanken schon in jenem grenzenlosen Raum mit den Sternen.

Schritte erklangen.

Leise, huschende Schritte, dann schälten sich Schatten aus dem Buschwerk. Auch die Frauen von Mornag hatten gelernt, sich unsichtbar zu machen. Tanit trug ihr Kind auf den Armen. Katalin und Shaara waren verletzt, sie hatten gegen die Priester gekämpft, mit den Schwertern, die sie aus den Fäusten der Gefallenen genommen hatten. Ihre Wortführerin war Ingaret von Thorn, Brak von Thorns Witwe, eine der stillen, harten Frauen des Tieflands, die nie klagten und immer hofften.

Ihre Stimme klang ruhig. "Heil, Fürst von Mornag! Du hast gefragt, ob wir mitgehen werden, wohin du gehst. Wir werden mitgehen. Wir alle! Nenne uns den Weg!"

"Es ist kein Weg, den wir alle gehen können. Eine kleine Gruppe von uns wird versuchen, durch das Tor der Götter zu entkommen und den Mondstein zu zerstören. Aber keiner von uns kann vorhersagen, was dann geschieht. Vielleicht ist es eine Katastrophe, die viele das Leben kostet.

"Wenn wir bleiben, werden die Stämme alle sterben."

"Wir könnten uns beugen und..."

"Das meinst du nicht wirklich", sagte die Frau bestimmt. "Ehe wir die Sklaverei wählen, gehen wir mit unseren Kindern in die ewigen Flammen, wir alle. Aber warum haben uns Gerinth und Tanit nicht die Wahrheit gesagt?"

"Weil dies der einzige Ort ist, an dem wir nicht belauscht werden können", sagte Charru.

"Belauscht von - jenen anderen?"

"Ja."

Die Frau nickte. In ihren bernsteinfarbenen Augen, den Augen der Sippe von Thorn, konnten sich Sanftmut und Härte gleichermaßen spiegeln.

"Wir folgen dir", sagte sie ruhig. "Wenn es unser Tod ist, dann ist es kein sinnloser Tod, dann sterben wir für die Freiheit unseres Volkes. Und ich weiß, daß alle anderen genauso denken."

Sie behielt recht.

Die Stämme waren bereit, auch wenn es viele gab, die die Wahrheit nicht glauben konnten. Nacheinander kamen sie: Jarlons Freunde, Gerinth mit dem Rat, Gillon von Tareth, Karstein und Kormak mit den Nordmännern. Ihr Entschluß stand fest - und ihre Augen funkelten triumphierend auf, als sie hörten, daß der Weg nicht mehr gesucht werden mußte.

Suchen würden sie nur zum Schein, um von ihren wahren Absichten abzulenken.

Ob sie die Beobachter täuschen konnten - das war die wichtigste Frage. Immer wieder glitt Charrus Blick zu der Kuppel hinauf. Er erinnerte sich, wie er draußen gestanden und in seine winzige Welt hineingestarrt hatte. In der Dunkelheit war es schwierig gewesen, Einzelheiten zu erkennen - und das würde heute nacht nicht anders sein.

"Und wen nehmen wir mit?" wollte Camelo wissen. "Karstein? Jarlon?"

"Nicht Jarlon. Ich will ihn nicht schonen, aber..."

"Das weiß ich. Er ist zu jung und zu hitzköpfig." Camelo schwieg, und seine Finger glitten über die Grasharfe an seinem Gürtel. "Laß uns Gerinth mitnehmen, Charru."

"Gerinth?"

"Er kennt die alten Legenden. Und wir wissen ja jetzt, daß diese Legenden mehr als nur Märchen sind. Vielleicht kann uns das helfen."

"Also gut. Gerinth, wir beide, Karstein und Gillon. Einverstanden?"

Camelo nickte nur.

Stumm starrte er in die blaue Kuppel, stellte sich die endlose Weite dahinter vor und wünschte sich, daß die Dämmerung schnell kommen würde.

\*

Conal Nord verließ die Funkstation tief in Gedanken versunken.

Er hatte mit seinem Stellvertreter gesprochen und hinter dessen venusischer Höflichkeit tiefes Erschrecken gespürt. Ein Erschrecken, das sicher nicht der Verzögerung des Projekts Mondstein galt, aber den Gründen, die möglicherweise dahintersteckten. In der Welt der Vereinigten Planeten war der Wissenschaftsglaube fest verwurzelt, und in der Tat konnten wissenschaftliche Irrtümer zu tiefgreifenden Erschütterungen führen. Der stellvertretende Generalgouverneur machte beinahe den Eindruck, als sehe er die allgemeine Sicherheit in Frage gestellt. Eine übertriebene Reaktion - und doch wußte Conal Nord, daß er nicht nur in diesem Einzelfall damit rechnen mußte.

Er fragte sich, ob er nicht doch einen Fehler gemacht hatte.

Die Wissenschaft würde sich beeilen, die Zweifel auszuräumen, die er angesprochen hatte, alles würde weitergehen, wie es ursprünglich geplant war. Am Ende blieb vermutlich nur Unruhe zurück. Unruhe bedeutete Unsicherheit, und er, Conal Nord, trug dafür die Verantwortung. Eine steile Falte stand auf seiner Stirn, als er Simon Jessardins Büro betrat.

Der Präsident hatte gerade den Monitor ausgeschaltet. Er bemerkte Nords fragenden Blick und lächelte.

"Ich erinnere mich nicht, daß ich mich je so ausgiebig mit dem Mondstein beschäftigt hätte wie in den letzten Tagen. Inzwischen kennt im übrigen jedes Kind der Tiefland-Barbaren die phantastische Geschichte ihres Anführers. Und sie glauben sie, Conal. Ich hätte das nicht für möglich gehalten."



Nord dachte daran, daß auch niemand eine Flucht aus dem Mondstein für möglich gehalten hatte.

"Und wie reagieren sie?" fragte er.

"Im Augenblick setzen sie ihr Leben aufs Spiel, um in unmittelbarer Nähe der Flammenwände nach einem Ausweg zu suchen. Sie werden keinen finden, und später wird die ganze Geschichte zu einer Legende werden. Allerdings erst, wenn die Priester den Barbarenhäuptling hingerichtet haben."

"Was sie nach dem nächsten Auftritt des schwarzen Gottes zweifellos tun werden."

"Zweifellos. - Sie haben mit dem stellvertretenden Gouverneur gesprochen?"

"Er ist beunruhigt." Nord zuckte die Achseln. "Vielleicht war es ein Fehler, die Ergebnisse der Wissenschaft in Zweifel zu ziehen. Auf jeden Fall halte ich es für besser, mit dem nächsten startenden Schiff zur Venus zurückzukehren."

"Das wäre die "Kadnos III" in zwei Tagen. Tut mir leid, daß Sie uns so schnell verlassen wollen, Conal. Treffen Sie mich doch nach der Sitzung mit den Chef-Organisatoren der Versorgungszentren. Wenn Sie einstweilen irgendwelche Wünsche an das marsianische Unterhaltungsprogramm haben..."

"Danke. Aber ich möchte zum Abschied noch einen Blick in den Mondstein werfen. Er ist allen Vorbehalten zum Trotz faszinierend."

"Das ist er. Und einige Ihrer Vorbehalte dürften ihren Grund in eben dieser Faszination haben. Beziehungsweise in der moralischen Verwerflichkeit, die Sie darin sehen, daß Sie das Schauspiel genießen."

"Möglich..."

Der Venusier lächelte und stellte wieder einmal fest, daß sein Gesprächspartner ein äußerst scharfsinniger Mann war.

Als er sich verabschiedete, dachte er über die beunruhigende Frage nach, ob Simon Jessardin seine, Conal Nords, Beweggründe möglicherweise besser verstand als er selber.

\*

Die Flammen loderten.

Kormak nickte den Männern zu, die das Seil hielten,

schlang das freie Ende um sein Handgelenk und versuchte, ein Stück nach unten zu steigen. Er tat jedenfalls so, als versuche er es. In Wahrheit wußte er, daß es unmöglich war: es gab keine Stelle entlang der Feuerwände, die noch nicht genau geprüft worden war. Aber heute nacht war das ganze Tiefland in Bewegung, scheinbar in eine rastlose Suche verstickt. Vor einer halben Stunde hatten sich, durch die Wächter alarmiert, ein paar Priester von der Mauer aus die ungewöhnliche Aktivität angesehen. Lange waren sie dort stehengeblieben - doch sie unternahmen nichts, da sie vorerst Wichtigeres zu tun hatten.

Bar Nergal wollte die schwarzen Götter rufen.

Die Trommel dröhnte bereits, erregte, aufgescheuchte Menschen bewegten sich durch die Straßen und strebten dem Versammlungsplatz zu. Sie fürchteten, was vor ihnen lag. Beim letztenmal hatte der Gott gezürnt und seine Blitze gegen sie geschleudert. Und wenn er immer noch nicht versöhnt war, würde er sie diesmal vielleicht zerschmettern.

Charrus Blick löste sich von Kormaks angespannter, im Widerschein des Feuers leuchtender Gestalt und glitt zu der Mauer hinüber. Krieger patrouillierten, aber ihre Aufmerksamkeit galt dem Tal. Und der Fuß der Mauer und der Felswände wurde genausowenig bewacht wie am Morgen. Charru duckte sich, machte einen Schritt zur Seite und war im nächsten Augenblick in der Schwärze eines klaffenden Felsspalts verschwunden.

Er war der letzte, denn er ahnte, daß gerade er nicht zu lange verschwunden bleiben konnte, ohne den Verdacht der fremden Beobachter zu erregen. Schnell und geschickt wie eine Katze kletterte er aufwärts. Erst knapp unterhalb des Plateaus verharnte er und lauschte.

Nichts rührte sich.

Falls überhaupt. Wächter auf dem Plateau waren, galt auch ihre Aufmerksamkeit dem Tal und dem Tor der, Götter. Was sollten sie auch befürchten? Die Stämme. waren geschlagen, ihr Anführer galt immer noch als tot und daß jemand freiwillig die Nähe der schrecklichen schwarzen Götter suchte, vermochten sich die Wächter wohl einfach nicht vorzustellen.

Charru zog sich geschmeidig über die Kante und duckte sich zwischen die Felsen.

Im unruhigen Spiel von Schatten und roten Reflexen, die die Flammenwände über die Ebene warfen, war es nicht schwer, sich zu verbergen. Nicht jetzt, da er wußte, worauf es ankam. Meter um Meter arbeitete er sich über das Plateau, bis er fast den Grat erreicht hatte, und dort wartete Camelo zusammengekauert in einer Mulde.

Kein Wort fiel zwischen Ihnen.

Das letzte Stück glitten sie wie Schlangen über den Boden, dann lag die schwarze Felswand unter ihnen. Ein dumpfes, unheilvolles Echo warf die Schläge der Trommel zurück. Bar Nergal stand mit ausgebreiteten Armen auf dem Plateau, in tiefe Meditation versunken. Sein Gewand leuchtete rot wie Blut. das felle, starre Gesicht glich mehr denn je einem Totenschädel. Priester und Akolythen bildeten einen Halbkreis um ihn, und dahinter drängte sich stumm und furchtsam die Menge.

In dem Augenblick, als zum erstenmal der hohe, klagende Ruf des liturgischen Horns ertönte, schwang sich Charru über die Kante in die tief eingeschnittene Rinne, die sich schräg bis zu einer Stelle etwa auf halber Höhe des Göttertors hinzog.

Scharfe Felszacken ragten dort empor, dahinter gab es einen Vorsprung unter einem schützenden Überhang.

Charru hatte den Platz bei seiner Flucht aus dem Tempel gesehen. Damals war ihm der Überhang fast zum Verhängnis geworden, jetzt bot er das Versteck, das sie brauchten. Gerinth, Kaistein und Gillon kauerten dort. Nur ihre Augen verrieten Erleichterung, als Charru 1 und Camelo ebenfalls in den tiefen Schatten glitten.

Von hier aus konnten sie das Plateau unterhalb der Wand mit einem Sprung Erreichen.

Heute nacht würde sich das Felsentor nicht für einen grausamen Götzen, sondern für die Menschen öffnen. Jenseits des Tores lag eine ganze Welt. Sie brauchten nur noch zu warten.

\*

Conal Nord war allein in der Museumshalle.

Mit verschränkten Armen stand er da und blickte in die schimmernde Halbkugel. Gleichzeitig mit ihm, wußte er, beobachtete mindestens ein Wissenschaftler der Abteilung Friedensforschung den Mondstein. Aber die Monitor lieferten nur mittelmäßiges Bildmaterial, und der nächtliche Observationsdienst war wohl ohnehin für die meisten Beteiligten ermüdende Routine.

Conal Nord verfolgte die Bemühungen der Figürchen, einen Weg durch die Flammenwände zu finden.

Sie schafften es nicht, es war unmöglich. Vielleicht versuchten sie es auch gar nicht wirklich. Wirklich versuchen würde es nur einer, und den konnte Conal Nord nirgends entdecken.

Er dachte an die "Kadnos 111", die übermorgen starten und ihn zurück in seine Heimat bringen würde.

Dort wurden vermutlich schon eifrig Forschungsprogramme entwickelt. Die venusischen Wissenschaftler wollten ihr Spielzeug haben, und über kurz oder lang würden sie es sicher bekommen. Nicht einmal er, Conal Nord, konnte die Entwicklung auf die Dauer aufhalten.

Es war sinnlos, hier zu stehen.

Er wußte es - und doch schaffte er es einfach nicht, sich vom Anblick der schimmernden Halbkugel loszureißen.

## VIII

Stimmen.

Murmelnde, raunende, beschwörende Stimmen, die dem dumpfen Takt der Trommel folgten, lauter wurden, sich zum Heulen steigerten, das keine einzelnen Worte mehr unterscheiden ließ. Die Menschen duckten sich unter dem schrillen, peitschenden Klang des Horns. Immer noch hatte Bar Nergal die Arme ausgebreitet. Sein Blick haftete an dem Felsen, gegen den die Trommelwirbel fluteten, als wollten sie ihn zerbrechen. Hinter Bar Nergal verfielen die Priester in einen immer lauterem, aufpeitschenden Gesang, und ihre Oberkörper zuckten und pendelten, um den tranceartigen Zustand herbeizuzwingen, der die Furcht besiegen konnte.

Mit dem letzten langgezogenen, grellen Ton des Horns kam ein Grollen aus der Tiefe der Erde.

Charru biß die Zähne zusammen.

Er, Karstein und Camelo hatten dies alles schon einmal gesehen. Auch für sie blieb es erschreckend, doch Gillon und Gerinth mußte es bis in die Tiefen aufwühlen. Die Augen des alten Mannes hatten sich verschleiert. Gillon von Tareth schloß die Faust um den Schwertgriff. Beide starrten stumm und wie gebannt auf die Felswand, in der sich von einer Sekunde zur anderen ein Riß zeigte.

Langsam, begleitet von ohrenbetäubendem Krachen und Knirschen, öffnete sich das Tor im Fels.

Schwarz gähnte die Höhle dahinter. Und schwarz, bedrohlich und riesig trat der Götze daraus hervor, der seit so langer Zeit die Herzen und Hirne der Priester beherrschte.

"Jetzt!" flüsterte Charru.

Wie ein Pfeil schnellte er hoch, glitt zwischen die Felsenzacken und sprang. Angst krallte sich in ihm fest, aber seine Muskeln und Sehnen gehorchten. Ein paar Schritte neben dem schwarzen Ungeheuer kam er auf, preßte den Rücken gegen die Felswand und zog das Schwert aus der Scheide.

Sein Blick hing an der Schreckensgestalt, die ihn um eine ganze Körperlänge überragte.

Federnd landete Camelo neben ihm, dann Gerinth, Gillon, als letzter Karstein. Keiner von ihnen zögerte. Schnell und lautlos huschten sie in die Höhle, tasteten sich eilig weiter; und es war kaum eine Sekunde vergangen, als auch Charru in die undurchdringliche Schwärz tauchte.

Einen Herzschlag später geschah das, was er befürchtet hatte.

Jäh verstummte die dröhnende Stimme des Götzen.

Die schwarze Schreckensgestalt fuhr herum. Es war ein Mensch, der die Rolle des Gottes spielte. Ein Mensch, der sehen und hören konnte - und der begriff, was da hinter seinem Rücken geschehen war.

Eine. Sekunde lang schien er verwirrt und unschlüssig.

Dann tappte er mit seinem schwerfälligen Schritt zurück in die Höhle, den Flüchtenden nach. Krachend schloß sich das Felsentor. Ein schauerliches Gebrüll erfüllte den Gang, und in der Finsternis begannen die weißglühenden Blitze aus den Augen des Götzen zu zucken.

Jemand schrie auf.

Charru preßte sich gegen die Felswand, das Schwert in der Faust, und starrte mit hämmerndem Herzen das schwarze Ungeheuer an. Es war doppelt so groß wie er selbst, sicher mit schrecklichen Waffen ausgestattet.

Aber es war ein Mensch, es war verletzlich - sie durften jetzt nicht aufgeben.

Wieder erklang das donnernde Gebrüll.

Schattenhaft ließ der Widerschein des Blitzgewitters die Umrisse des Götzen erkennen. Charru stieß sich von der Wand ab und schnellte blindlings auf den unheimlichen Gegner zu und versuchte, ihm mit aller Kraft das Schwert in den Leib zu stoßen.

Leicht und glatt glitt die Spitze der Waffe durch das Material der schwarzen Rüstung.

Die Klinge bohrte sich tief ins Fleisch, das drohende, seltsam unnatürliche Gebrüll verstummte. Charru fühlte die Gestalt erschlaffen und haltlos zurücktaumeln. Mit einem Ruck riß er das Schwert aus der Wunde. Der Götze schwankte, brach auf die Knie, und halb erstickt unter der schwarzen Maske erklang der qualvolle Todesschrei eines Menschen.

Reglos blieb die Gestalt auf den Felsen liegen.

Bar Nergals schwarzer Gott existierte nicht mehr. Der Weg war frei - und jetzt erst bemerkte Charru den Lichtschimmer, der vom Ende des Gangs zu ihnen drang und die Höhle erhellte.

\*

Wie versteinert starrte der Oberpriester die glatte schwarze Felswand an.

Das Tor war geschlossen. Der Gott hatte nicht gesprochen, hatte nicht gezeigt, ob er zürnte oder gnädig war. Der Gott hatte sich abgewandt. Das war...

"Erhabener!" wimmerte eine Stimme.

Bar Nergal fuhr herum.

Haß, Furcht und Fassungslosigkeit mischten sich in seinen Augen zu einem wilden Lodern. Der Akolyth, der ihn anzusprechen gewagt hatte, sank zitternd auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden.

"Sprich!" fauchte der Oberpriester. "Was hast du gesehen? Sprich, oder beim nächsten Mal werden wir die Götter mit deinem Blut herbeirufen!"

"Ein Geist, erhabener... Charru von Mornags Geist...im Tor der Götter..."

An den Haaren zerrte Bar Nergal den Akolythen hoch.

Der Unglückliche zitterte an allen Gliedern und wimmerte. Es dauerte Minuten, bis er stammelnd herausbrachte, was er gesehen hatte - und da erst wurde dem Oberpriester bewußt, daß in dem jähen tödlichen Schweigen jeder die Worte verstehen konnte.

Jenseits der Mauer hörten die Männer der Tiefland-Stämme den vielstimmigen Schreckensschrei.

Sie hörten auch die wieder einsetzende Trommel, den gellenden Ton des Horns. Aber die Menschen dort oben beruhigten sich nicht, fielen nicht wieder in den Monotonen Rhythmus der Gebete, sondern schrien in panischer Furcht durcheinander - und die Männer der Stämme ahnten, was geschehen war.

"Sie haben es geschafft", flüsterte Kormak heiser. "Sie haben es geschafft, wirklich geschafft."

Jarlon nickte nur.

Sein Blick wanderte zu der blauen Kugel hinauf, und seine Augen leuchteten.

\*

Charru starrte sekundenlang auf sein blutbeflecktes Schwert, dann wandte er sich mit einem Ruck den anderen zu.

"Weiter", flüsterte er. "Ich glaube, wir werden so lange sicher sein, wie wir noch nicht den Tunnel durchquert haben. Versucht, nicht in Panik zu geraten! Es ist ein grauenhaftes Gefühl, aber es bedeutet keine Gefahr."

Gillon von Tareth zuckte nur die Achseln. Karstein schüttelte sein wirres blondes Haar, um zu zeigen, was er von der Annahme hielt, er könne in Panik geraten. "So grauenhaft kann es nicht sein, wenn dieser - Götze es auf sich genommen hat", knurrte er.

"Vielleicht empfindet er es anders. Oder vielleicht kam es mir nur grauenhaft vor, weil ich die Bedeutung nicht kannte. - Kommt jetzt!"

Charru ging voran.

Das Licht wurde heller, der Felsengang senkte sich und führte dann wieder aufwärts. Nach einer Endlosigkeit von Zeit konnte Charru den quadratischen Raum sehen, in den ihn bei seiner ersten Flucht der Weg von dem unterirdischen See her geführt hatte. Lag das wirklich erst wenige Stunden zurück? Entschlossen verließ er den Gang, sah sich um und ließ den Blick über die gläserne Wand gleiten. Dahinter begann der Tunnel.

"Himmel!" flüsterte Camelo neben ihm tonlos.

Charru warf ihm einen Blick zu. Auch die anderen standen fassungslos in dem quadratischen Raum, dessen Fremdartigkeit ihnen kaum auffiel, da die gespenstisch verzerrte Perspektive vor ihren Augen ihre Aufmerksamkeit fesselte. Der Tunnel erweiterte sich zu einer Höhe und Tiefe, die jedes Maß sprengten, die Schwindel erregten und die abstrakte Vorstellung von dem Unterschied zwischen Mondstein und Außenwelt zu greifbarer, erschreckender Realität machte. Selbst Charru konnte sich des Schauers nicht erwehren, und hinter sich hörte er Gerinth tief einatmen.

"Es ist ungeheuerlich", sagte er leise. "Werden wir hineinwachsen? Wird uns der Tunnel am Ende nicht höher erscheinen, als er am Anfang war?"

"Ich glaube", murmelte Charru. "Ich erinnere mich nicht genau. Nie hätte ich geglaubt, daß ich einmal halb blind vor Angst einfach irgendwohin stolpern würde."

"Nur ein Narr fürchtet nichts." Gerinth lächelte flüchtig. "Und die Wand? Wie gelangen wir hindurch?"

"Sie öffnet sich von selbst, wenn man darauf zugeht. Genauso ist es am Ende des Tunnels. Von dem Raum dort habe ich nicht, viel gesehen. Aber ich nehme an, daß zumindest jetzt jemand den schwarzen Gott dort erwarten wird."

"Und statt dessen werden die Krieger des Tieflands kommen", sagte Karstein grimmig. "Die Kerle werden tot sein, bevor sie sich von der Überraschung erholt haben."

"Sie besitzen Waffen. Wir müssen vorsichtig sein. Versucht, sofort nach links und rechts auszuweichen und zu vermeiden, daß jemand mit diesen Metallrohren auf euch zielt. Fertig jetzt?"

"Fertig", sagte Gerinth leise.

"Fertig", wiederholten Gillon und Camelo.

"Ich auch", knurrte Karstein. "Aber ihr könnt machen, was ihr wollt, ich glaube immer noch nicht, daß ich ein Riese werde."

"Du wirst es sehen..."

Charru lächelte leicht, dann spannte er sich, als er auf die durchsichtige Wand zutrat. Wie beim ersten Mal glitt sie lautlos auseinander. Charru überzeugte sich durch einen Blick, daß seine kleine Gruppe dicht beieinander war, und machte den ersten Schritt in den Tunnel.

Da war es wieder.

Das Gefühl zu wachsen, sich auszudehnen, keinen Platz mehr zu haben in der eigenen Haut...

Charru biß die Zähne zusammen und ging rasch weiter. Das Grauen blieb aus, seine Beherrschung brach nicht, bewußt nahm er wahr, wie er im gleichen Maße größer wurde, in dem der Tunnel sich erweiterte. Zwei Dutzend Schritte, mehr nicht: Er hörte das Keuchen seiner Gefährten, hörte Karstein fluchen, und dann blieb ihm gerade noch Zeit zu der Feststellung, daß niemand in Panik geriet, bevor die zweite blauschimmernde Wand vor ihm auftauchte.

Lautlos teilte sie sich, gab den Blick auf einen Raum frei, den Charru beim letztenmal überhaupt nicht wahrgenommen hatte. Auf den Raum - und auf die beiden schwarzgekleideten Wächter mit ihren Strahlenwaffen.

Wie versteinert standen sie da, die Augen in fassungsloser Überraschung aufgerissen.

Entsetzen verzerrte ihre Gesichter. Ein Entsetzen ganz ähnlich dem, das die Leute aus dem Tempeltal seit Jahrhunderten beim Anblick der schwarzen Götter empfanden. Die Wächter waren unfähig zu begreifen, was da vor ihnen geschah, und als sie endlich die Lähmung abschüttelten, hatten sie keine Chance mehr.

In einer blitzartigen Bewegung schlug Charru einen der Kerle mit der flachen Klinge nieder.

Der zweite wollte seine Strahlenwaffe auf Camelo und Gerinth richten, da wurde er von der Seite her angesprungen. Mit einem Wutschrei holte Karstein aus. Die mächtige Faust des Nordmanns traf das Gesicht des Wächters, und das Opfer wurde quer durch den Raum geschleudert, bevor es an einer der weißen, schimmernden Wände zusammenbrach.

Mit einer wilden Bewegung fuhr sich Karstein durch das blonde Bartgestrüpp.

Ungläubig starrte er auf die Wand, die von dieser Seite aus durchsichtig war, in den Tunnel, der sich schon nach wenigen Metern zur Winzigkeit verengte. Zu jener Winzigkeit, in der sie alle eben noch gelebt hatten. Und in der ihre Gefährten immer noch lebten.

"Kommt", sagte Charru leise. "Wir müssen hinaus. Wahrscheinlich ist es ein Umweg, aber ich bin wenigstens sicher, daß ich ihn finde."

Er packte das Schwert fester, als er auf die Tür zuging, die der durchsichtigen Wand gegenüberlag.

Beim erstenmal war er in heller Panik gerannt, ohne seine Umgebung wahrzunehmen, jetzt wußte er, was ihn erwartete. Die Tür öffnete sich, und hintereinander traten sie hinaus auf die breite Treppe.

Die weiße Stadt.

Türme, glitzernde Röhren, silberne Schatten in den Straßen. Charru erkannte die Kuppel der Sternwarte, und er sah auch die schroffe Zackenlinie der Berge, die sich irgendwo jenseits der Ebene erhoben. Alles war so, wie er es in Erinnerung hatte - und über allem dehnte sich schwarz und funkelnd von vielen Lichtern jene grenzenlose Weite, die Weltraum genannt wurde.

Stumm und staunend blieben die fünf Männer stehen.

"Sterne", flüsterte Gerinth nach einem langen Schweigen. "Die Legende von der Sternenwelt, der wirklichen Welt -sie ist also doch wahr."

Charru nickte.

Neben ihm packte Karstein das Schwert fester und reckte die Schultern. Gillon von Tareths Blick tastete Zug um Zug das fremdartige Bild ab, als wolle er sich alles auf einmal einprägen. Und Camelos Augen entbrannten in einem tiefen, verwunderten Feuer.

"Es ist schön", murmelte er. "Es ist schöner, als ich es erträumt habe. Es lohnt sich, dafür zu kämpfen oder zu sterben."

"Ja", sagte Charru hart. "Und kämpfen werden wir müssen."

Dabei nickte er den anderen zu und stieg entschlossen die Treppe hinunter, um den Weg wiederzufinden, der in die Halle mit dem Mondstein führte.

Conal Nord rührte sich nicht.

Waren Sekunden vergangen? Minuten? Er wußte es nicht. Der Aufruhr in seinem Innern lag jenseits aller Zeit. Er hatte gesehen, was geschah, hatte gesehen, wie diese blinden, unbelehrbaren Rebellen ihren eigenen Göttern trotzten, in der Dunkelheit des Felsentors verschwanden und...

Aber die Schreckensgestalt war ja kein Gott.

Dieser Barbar mit dem schwarzen Haar und den blauen Augen mußte mehr in Erfahrung gebracht haben, als Simon Jessardin und sämtliche Wissenschaftler ahnten. Und er hatte es verstanden, sein Wissen zu verbergen, er hatte geschwiegen und auf seine Stunde gewartet. Das Tor der Götter... Niemand war auf den Gedanken gekommen, daß sie das wagen könnten. Aber sie hatten es gewagt. Fünf Männer, mit nichts als ihren lächerlichen Schwertern bewaffnet, gegen einen gigantischen blitzeschleudernden Gott. Sie fürchteten ihn nicht mehr, und Conal Nord wurde sich plötzlich klar, daß sie ihn töten würden.

Wie war noch sein Name gewesen?

Baral Kane, entsann sich der Venusier. Wachmann Nummer dreißig. Er hatte nicht einmal eine Waffe. Seine furchterregenden "Augen" produzierten nichts weiter als simple photographische Blitzlichter, und der dünne schwarze Plastiküberzug, der seinen Körper einhüllte, war ganz sicher nicht dafür gebaut, ihn vor einem Angriff zu schützen.

Conal Nord wartete auf das Schrillen der Alarmanlage.

Schliefe der Observator an seinem Beobachtungsschirm? Nein, sicher nicht - wahrscheinlich hatte er einfach nichts gesehen. Auch Conal Nord wären die Ereignisse entgangen, wenn er sie nicht förmlich erahnt, nicht jeden Zentimeter der Miniatur-Landschaft mit den Augen abgesucht hätte. Er fragte sich, wie lange die Barbaren brauchen mochten, um den Felsengang zu durchqueren. Sie würden den Tunnel erreichen. Und am Ende des Tunnels warteten vermutlich noch ein paar ahnungslose Wächter. Conal Nord wandte den Kopf und blickte zu dem durchsichtigen Kästchen neben der Tür, das den Alarmknopf enthielt.

Ein Fingerdruck, einige Worte in die Sprechanlage, und der Fall war erledigt.

Ein paar Laser-Gewehre genügten, um die Flüchtlinge aus sicherer Entfernung zu eliminieren. Sie würden schnell sterben oder, falls sie sich ergaben, gefangengenommen werden.

Conal Nord wurde sich bewußt, daß er schon viel zu lange gezögert hatte.

Und er wurde sich bewußt, warum: weil er den Alarm nicht auslösen wollte. Er wollte, daß die Barbaren es schafften. Er wollte, daß sie aus ihrem Gefängnis entkamen und...

Und was?

Sie würden Blut und Tod und Gewalt mitbringen. Wohin immer sie sich wandten, würde etwas von dem alten, zerstörerischen Geist der irdischen Vergangenheit in die wohlgeordnete Welt der Vereinigten Planeten einbrechen. Die Barbaren konnten gar nicht anders, als den Frieden und die Ordnung zu bedrohen. Es gab keinen Platz für sie. Weder auf dem Mars noch sonstwo. Nirgends außer in ihrer eigenen Welt unter dem Mondstein, wo sie keinen Schaden anrichten konnten.

Bitterkeit überschattete Conal Nords Gesicht, als er sich abwandte.

Er fühlte eine dunkle Trauer - als sei er dabei, etwas Unersetzliches zu zerstören. Aber er hatte gelernt, Gefühle zu ignorieren. Er hatte gelernt, daß Gefühle egoistisch und zerstörerisch waren und daß der Mensch die Pflicht hatte, sein Handeln von den Gesetzen der Vernunft bestimmen zu lassen.

Die Glasscheibe des Alarmkastens öffnete sich leicht unter seinen Fingern.

Er drückte den roten Knopf nieder. Schlagartig füllte das gleichmäßige Gellen der Sirene die Luft. Es knackte in der Sprechanlage, dann kam eine erschrockene, aber beherrschte Stimme.

"Observation, wissenschaftlicher Assistent Nummer, zwölf! Wer spricht? Was ist geschehen? Bitte Meldung!"

"Hier spricht der Generalgouverneur der Venus", sagte Conal Nord trocken. "Ich befinde mich in der zentralen Beobachtungshalle des Museums. Es scheint Ihrer Aufmerksamkeit entgangen zu sein, daß soeben fünf Barbaren die Welt unter dem Mondstein durch das Felsentor verlassen haben."

"Aber... aber das... das ist..."

"Das ist nicht möglich, wollen Sie sagen?" Nord lächelte dünn und hob die Schultern, obwohl der andere es nicht sehen konnte. "Wie Sie wollen. Ich habe Alarm gegeben und gemeldet, was ich beobachtet habe. Ob das möglich ist, bleibt Ihrer eigenen Entscheidung überlassen."

Mit einer fast sanften Bewegung verschloß Conal Nord das Kästchen.

Die Sirene würde noch eine halbe Minute weiterheulen, bis sich automatisch alle Funk- und Sprechverbindungen zur Alarm-Kommunikation einschalteten. Danach hatten die Flüchtlinge keine Chance mehr. Sie würden geortet werden, systematisch eingekreist, in die Enge getrieben.

Und bis dahin, erkannte Conal Nord plötzlich, würden sie längst hier sein.

Hier! Denn welches andere Ziel sollten sie haben? Dieser Barbarenhäuptling mit seinem wilden bronzenen Gesicht und den blauen Augen hatte nicht umsonst seinen Stolz hinuntergeschluckt und gebeten, ihn zurück unter den Mondstein zu bringen. Er wollte die Freiheit nicht nur für sich selbst oder sein kleines Grüppchen. Er wollte sein Volk befreien, er wollte alles - und deshalb würde er hier und nirgendwo anders auftauchen.

Conal Nord lächelte versonnen.

Er hätte sich in Sicherheit bringen sollen, doch er dachte nicht daran. Er dachte nicht einmal an seinen eigenen möglichen Tod. Er wußte, daß sie ihn nicht töten würden, solange er keine Waffe auf sie richtete.

Ruhig verschränkte er die Arme über der Brust und wartete.

Die Sirene verstummte. In der jähen Stille konnte er Schritte und durcheinanderrufende Stimmen hören. Die Aufregung mußte beträchtlich sein. Und sie würde die Wachmannschaften der Vollzugspolizei ganz sicher daran hindern, so schnell, überlegt und konsequent zu handeln wie gewöhnlich.

Jetzt näherten sich die Schritte.

Conal Nord hörte das Klirren von Waffen, und er erkannte deutlich das Klatschen geschnürter Ledersandalen auf dem weißen Baustoff-Boden. Lautlos glitt die Tür auseinander, und die fünf Männer erschienen in der Halle wie Gespenster aus einer fernen, versunkenen Welt.

Barbaren.

Söhne der Erde...

Männer, in deren Augen ein Feuer brannte, wie es Conal Nord zum letztenmal vor zwanzig Jahren gesehen hatte, als ihm sein Bruder zu erklären versuchte, warum das Projekt Merkur nicht aufgegeben werden durfte. Jetzt las er die gleiche unbeugsame Entschlossenheit in den, wilden Gesichtern der Geflohenen, und für Sekunden war ihm, als seien all die Jahre ausgelöscht.

"Es ist sinnlos", sagte er leise. "Ich habe euch beobachtet und Alarm ausgelöst. Es wäre besser für euch alle, euch freiwillig zu ergeben."

\*

"Nein."

Charrus Stimme klirrte in der Stille. Etwas von dem kalten, lodernden Feuer in seinen blauen Augen war erloschen, die Lider zogen sich zusammen, während sein Blick schnell und aufmerksam durch den großen, fremdartigen Raum glitt. Von seinem Schwert tropfte Blut auf den Boden. Er hielt die Waffe gesenkt, doch es bestand kein Zweifel daran, daß er sie blitzartig hochreißen und Conal Nord mit der Klinge durchbohren konnte.

Karstein und Gillon traten mit einem Schritt an den Mondstein heran.

Sie starrten in die Kuppel. Lange. Die Sekunden schienen sich zu dehnen, ein Alptraum von Zeit verrann, in der kein Laut die atemlose Stille störte. Gillon von Tareth war es, dessen Kehle sich ein Stöhnen ohnmächtiger, ungläubiger Wut entrang.

"Es ist also wahr", flüsterte Camelo. "Es ist wirklich wahr..."

Charru antwortete nicht.

Nur aus den Augenwinkeln nahm er wahr, daß auch Gerinth an die schimmernde Kuppel trat und in die gespenstische Spielzeugwelt hinabsah. Conal Nord stand immer noch reglos und mit verschränkten Armen. Charru hatte ihn sofort erkannt: der blonde Mann mit den ruhigen, ernsten Zügen, der einzige, der ihn damals bei seiner Flucht nicht wie ein wildes Tier angestarrt hatte, das man nach Belieben erschlagen konnte.

"Ich bin Charru von Mornag", sagte er langsam. "Du bist in unserer Hand. Dein Name ist Nord, nicht wahr?"

"Conal Nord", bestätigte der Venusier ruhig.



"Und wer bist du? Ein Fürst? Ein Priester? Du hast Macht, das habe ich gemerkt."

Nord lächelte matt. "Ich bin Generalgouverneur der Venus."

"Und was ist das - Venus?"

"Ein Planet. Einer der Sterne, die ihr vermutlich draußen am Himmel gesehen habt."

Camelo fuhr herum.

Seine Augen entbrannten. Er holte tief Atem, aber seine Stimme war nur ein Flüstern. " Du kommst von einem Stern?"

"Auch der Mars, auf dem du stehst, ist ein Stern. Ein Planet, der die Sonne umkreist, genau wie Venus und Merkur und Eide und all die anderen."

" Sonne?"

Conal Nord wurde bewußt, daß keiner der Flüchtlinge je die Sonne gesehen hatte. Und daß sie keine Chance hatten, sie je zu sehen. Wenn die Sonne aufging, würden sie schon tot sein.

"Was habt ihr jetzt vor?" fragte er. "Ihr könnt nicht mit euren Schwertern gegen hundert Mann Vollzugspolizei mit Laser-Gewehren kämpfen, ihr..."

"Wir haben dich", sagte Charru hart. "Deine Freunde werden nicht dein Leben opfern, oder?"

" Nein, das werden sie wohl nicht", sagte der Venusier müde. "Aber welchen Sinn hat das alles? Wo wollt ihr hin? Versteht ihr nicht, daß ihr überhaupt keine Chance habt, daß ihr in dieser Stadt verloren seid?"

"Diese Stadt ist nicht alles. Ich habe die Berge und die Ebene gesehen, und hinter den Bergen und der Ebene muß noch mehr sein. Wir werden unser Volk in die Freiheit führen, Conal- Nord! Wir werden nicht länger euer Spielzeug sein. Sag mir, wie man dieses Gefängnis öffnet! Mach uns den Weg frei!"

"Das kann ich nicht", sagte Conal Nord.

"Du lügst! Ihr habt es gebaut, also..."

"Nicht ich habe es gebaut, ich bin hier nur Gast. Ich kann es wirklich nicht öffnen." Er schwieg und sah in Charrus funkelnde saphirblaue Augen. "Und wenn ich es könnte, würde ich es nicht tun", fügte er leise hinzu. "Ich dürfte es nicht. Nicht einmal, wenn ihr mich umbrähtet."

"Da bin ich nicht so sicher", knurrte Karstein tief in der Kehle. "Du wirst schnell genug gehorchen, wenn mein Schwert dich kitzelt, du Teufel! Ihr seid keine Menschen, sondern Bestien! Ihr seid..."

Er verstummte.

Auch Charru hatte das Geräusch gehört. Huschende Schritte. Das kaum wahrnehmbare Surren, mit dem Türen auseinanderglitten. Es kam von oben. Von der Galerie, auf der er vor zwei Ewigkeiten selbst gestanden und in die Halle hinuntergesehen hatte. Instinktiv wirbelte er herum, wich einen Schritt zurück, bis er gegen die schimmernde Kuppel stieß, und warf den Kopf in den Nacken.

Gestalten!

Schwarz gekleidete Wächter, die wie Schemen über der weißen Brüstung auftauchten, die Waffen im Anschlag.

"Vorsicht!" schrie Charru noch - und da sah er bereits, wie der dünne rote Flammenstrahl aus einem der Rohre zuckte.

Er warf sich zur Seite.

Etwas streifte seinen Arm, fraß sich tief ins Fleisch, schien seinen Körper in Flammen zu setzen. "Nein!" schrie eine Stimme, die er nicht erkannte. Er überschlug sich am Boden, kam blindlings wieder hoch - und plötzlich erfüllte ein klirrendes, irrwitziges Singen die Luft, das sich wie ein glühender Nagel in sein Gehirn bohrte.

Charru kauerte auf Händen und Knien und versuchte, den Schleier von seinen Auen zu durchdringen.

Er sah, wie der dünne rotglühende Strahl die Kuppel des Mondsteins traf.

Er sah Funken sprühen, sah ein Messer aus weißglühender Helligkeit, das tief in die schimmernde Halbkugel einschnitt. Er sah die Risse, die sich in der Kuppel bildeten, hörte das unbeschreiblich hohe, helle Klirren, und als der Feuerstrahl endlich erlosch, wußte er, daß es zu spät war.

Der Mondstein zerbrach.

Keine Macht der Welt konnte den Lauf der Dinge jetzt noch aufhalten...

## IX

Im Tempeltal dröhnte die Trommel in dumpfen, unablässigen Wirbeln.

Die Menschen hatten sich in ihren Häusern verkrochen, zitternd, lauschend, starr vor Angst. Sie begriffen nicht, was das alles bedeutete. Charru von Mornag sei tot, hatte es geheißen, und jetzt sollte er an der Seite des schwarzen Gottes gesehen worden sein. Und der Gott hatte sich abgewandt. Er hatte nicht zu den Priestern gesprochen und kam nicht zurück, so sehr sie auch die Trommel rührten.

Furcht lähmte die prächtige Stadt, lastete wie ein Gewicht auf dem Tal und schien drohend durch die Straßen zu schleichen.

Im Tempel kamen die Priester stumm und bleich ihrer Pflicht nach.

Bar Nergal hatte gesagt, daß nur ein ungeheures Opfer die Götter wieder versöhnen könne. Ein Menschenopfer, ein heiliges Opfer - nicht irgendein gefangener Wilder oder ein Sklave. Die Wahl war auf jenen unglücklichen Akolythen gefallen, dessen Geist die Götter verwirrt hatten, so daß er seltsame Dinge sah, die niemals wirklich geschehen sein konnten. Kein menschliches Wesen vermochte durch das Tor der Götter zu treten. Und kein menschliches Wesen konnte zurückkehren, wenn der schwarze Fluß es in die Ewigkeit getragen hatte.

Oder war Charru von Mornag für würdig befunden worden, auf den Wegen der schwarzen Götter zu gehen?

Hatten die Götter ihn auserwählt? Hatten sie ihm sogar erlaubt, seine Gefährten in jenes unbekannte Reich zu holen?

Nein, dachte der Oberpriester.

Unmöglich! Unmöglich!

Aber der Stachel saß tief in seinem Geist, und die Angst, mit der er all die Jahre geherrscht hatte, begann sich gegen ihn selbst zu wenden.

Konnte er die Götter falsch verstanden haben?

Waren vielleicht nicht die Priester, sondern die Wilden des Tieflands im Besitz der Wahrheit? Und würde nun, da die Götter die Geduld verloren hatten, die Stunde der Rache anbrechen?

Bar Nergal starrte auf den schwarzen Opferblock.

Furcht schüttelte ihn. Was er auch tat, es konnte schrecklich falsch sein. Er mußte beten, das war es! Er mußte die Götter um Erleuchtung anflehen und um Vergebung, weil er ihnen falsch gedient hatte. Ja, er hatte ihnen falsch gedient. Sie hatten in Rätseln gesprochen und gezürnt, und dann hatten sie sich abgewandt, weil er nicht imstande gewesen war, ihren Willen richtig zu deuten. Bar Nergals fahle Lippen zuckten. Heftig wandte er sich ab, gab den erschrockenen Priestern ein Zeichen, zurückzubleiben, und schritt die endlose Treppe der Pyramide hinunter.

Vor der schwarzen Felswand blieb er stehen.

Eine hoch aufgerichtete Gestalt, groß und düster in der blutroten Robe, furchterregend für alle, die ihn sahen. Aber jetzt fraß sich die Furcht in seine eigene Seele. Jetzt zitterten seine Hände, jagte sein Puls - jetzt fühlte er so wie jene vielen Unglücklichen, über die er in all den Jahren seine grausamen Strafen verhängt hatte.

Vergeblich suchte er nach Worten.

Er fand sie nicht. Es gab endlose Litaneien für jeden Zweck, aber es gab kein Gebet, mit dem man die Götter fragen konnte, ob man ihnen falsch gedient hatte. Die Priester irrten nicht. Das war Gesetz, das war unumstößliches Dogma, das hatte niemand je zu bezweifeln

gewagt, ohne es bitter zu bereuen. Bar Nergal erzitterte unter der Erkenntnis, daß er keinen Ausweg wußte. Er breitete die Arme aus, als könne die rituelle Geste die Erleuchtung bringen - und in der gleichen Sekunde hörte er das Geräusch über sich.

- Ein helles Fauchen und Zischen.

Ein Laut, wie er ihn in seinem ganzen Leben noch nicht vernommen hatte. Erschrocken riß er den Kopf hoch und fuhr herum. Licht gleißte unter der dunklen Kuppel. Ein Feuerball! Mit halb geblendeten Augen starrte der Priester auf die schreckliche Erscheinung, und in der nächsten Sekunde hatte er das Gefühl, als ob die ganze Welt um ihn herum in Entsetzen gefriere.

Ein gigantischer Feuerstrahl schoß vom Himmel herab.

Ein Feuerstrahl, der die Tempelpyramide erfaßte, das ganze Bauwerk in Glut hüllte und in einem einzigen ungeheueren Blitz vom Erdboden tilgte.

Einen Herzschlag nur dauerte das Inferno. Der Feuerstrahl erlosch, ließ flimmernden Dunst zurück - und der Tempel war ein Haufen schwarzer, zusammengeschmolzener Trümmer.

Bar Nergal schwankte.

Zitternd sank er zu Boden, weil die Knie unter ihm nachgaben. Der Weltuntergang! Das Gericht der Götter! Der rächende Blitzstrahl war aus der Ewigkeit herabgefahren und...

Ein unheimliches Knirschen und Klirren ließ den Oberpriester von neuem den Kopf heben.

Er sah die Bresche in der blauen Kuppel.

Er sah das weiße Licht hereinfallen, salb die Risse, die nach allen Seiten über den Himmel liefen - und er sah, wie ein Stück dieses Himmels abbrach und gleich einer gigantischen Tonscherbe mitten in die Tempelstadt krachte.

Bar Nergal warf sich mit einem unartikulierten Schrei zu Boden, krallte die Finger in die Felsen und wartete darauf, daß die zürnenden Götter ihn erschlugen.

\*

Es war, als fege ein Sturm durch die Museumshalle.

Das ohrenbetäubende Klirren, das Geschrei der Wächter, das Fauchen der Strahlenwaffen mischten sich zum Inferno. Charru stand starr, wie versteinert, und versuchte verzweifelt, einen klaren Gedanken zu fassen. Vor ihm verwandelte sich die Halbkugel des Mondsteins in einen Trümmerhaufen. Seine Gefährten waren instinktiv an die Wände zurückgewichen. Aber auf der Galerie erschienen immer mehr Wächter mit ihren Waffen - und diese Waffen konnten binnen Minuten alles Leben im Raum vernichten.

Charru fuhr herum, das Schwert in der Faust.

Conal Nord stand immer noch am gleichen Platz, auch er wie versteinert, gelähmt vom Grauen des Augenblicks. Er starrte in die zusammenstürzende Halbkugel und er brauchte länger als die verzweifelten, an Kampf und Grauen gewöhnten Krieger des Tieflands, um den Schock abzuschütteln.

"Zur Seite!" schrie einer der Wächter beschwörend.

Conal Nord zuckte zusammen und Charru begriff in der gleichen Sekunde, welche Chance jetzt noch blieb.

Mit einem Panthersatz erreichte er den Venusier, packte ihn am Arm und riß ihn zu sich heran.

Das Schwert blitzte auf. Nord warf sich zurück, spürte den harten, muskulösen Körper, gegen den er prallte und dann erstarrte er, als er die rasiermesserscharfe Klinge an seiner Kehle fühlte.

"Aufhören!" schrie Charru über den Lärm hinweg. "Aufhören, oder ich werde ihn töten!"

"Er hat Nord!" kreischte jemand hysterisch.

"Nicht schießen! Der Generalgouverneur! Halt! Aufhören..."

Stille sank herab.

Bleich und entsetzt starrten die Wächter über die weiße Brüstung. Charrus Faust umklammerte das Schwert, und seine Linke hielt den Arm des Venusiers wie in einem Schraubstock gefangen.

"Schick sie weg!" zischte er. "Sag ihnen, daß ich dir die Kehle durchschneide, wenn sich noch ein einziger Bewaffneter hier sehen läßt! Los, mach schon!"

Conal Nord holte vorsichtig Luft.

"Zieht euch zurück", befahl er knapp. "Kein weiterer Angriff! Der Chef des Vollzugs soll sich mit Jessar..."

Er brach ab, weil sich der Druck der Klinge an seiner Kehle verstärkte.

Zögernd, verwirrt und sichtlich überfordert zogen sich, die Wächter zurück. Die Türen schlossen sich - und in der jähren Stille war etwas zu hören, das wie dünnes, unendlich fernes Geschrei klang.

Mit einem tiefen Atemzug ließ Charru das Schwert sinken.

Nur wenige Sekunden waren vergangen. Er wandte sich um, und kalte Angst schnürte ihm die Kehle zu, als er in das Gewirr der durchsichtigen Trümmer blickte.

Ein Scherbenhaufen!

Die Trümmer einer Welt - und ein Alptraum von Zeit schien zu vergehen, bis sich zwischen den Trümmern kaum wahrnehmbar wieder Leben regte.

\*

Es war die Hölle.

Ein einziger Blitz hatte in Sekundenschnelle bis auf wenige Ausnahmen die Priesterkaste des Tals ausradiert. Die Tempelstadt sank in Trümmer. Über; der Ebene des Tieflands stürzte der Himmel zusammen - doch zumindest hier traf das Inferno die Menschen nicht völlig unvorbereitet.

Kormak und Jarlon hatten die Stämme bis an den Fuß der Felswände geführt.

Die große Mauer stürzte ein, riß die Wächter mit in die Tiefe und begrub mehr als zwanzig Menschen unter sich. In dieser Nacht wurden die Sippen von Landre und Schon ausgelöscht, und Ingaret von Thorn starb mit ihren beiden Söhnen. Aber die Felswände hielten stand. Trümmer regneten, einzelne Steinbrocken stürzten herab, doch die meisten, die hier Schutz gesucht hatten, blieben am Leben.

Fassungslos starrten sie auf das Gewirr von blauen und durchsichtigen Riesenscherben.

Staub füllte die Luft, und dichter weißer Dampf wirbelte auf, als sich das Wasser des schwarzen Flusses in die Flammenwände ergoß und das Feuer löschte. Kormak hielt den Arm seiner Schwester Tanit umklammert und starrte auf das schimmernde, scharf ausgezackte Gebilde, das schräg über ihm gegen die Felswand gekippt war. Neben ihm hielt Jarlon seine Waffe in der Faust, als könne er sich des Infernos mit dem Schwert erwehren. Kinder weinten. Dort, wo die Mauer zusammengebrochen war, stürzte sich ein Mädchen schluchzend zwischen die schweren Blöcke: Katalin von Thorn, die ihre Mutter und ihre Brüder unter den Trümmern wußte. Schwer atmend löste sich Kormak von der Felswand -dann sprang er plötzlich heftig zur Seite, weil er das Gefühl hatte, daß sich die riesige Scherbe auf ihn herabsenkte.

Das Trümmerstück rührte sich nicht.

Immer noch mischten sich Staub und Dampf zu einem undurchdringlichen Nebel. Kormak starrte Jarlon an, der neben einem der herabgestürzten Felsbrocken stand. Eben noch hatte ihn der Steinblock überragt. Jetzt reichte er ihm nur noch bis an die Schulter - und seine aufgerissenen Augen verrieten, daß auch er es bemerkt hatte.

"Kormak", stieß er hervor. "Kormak, Tanit - seht ihr es?"

Der blondhaarige Nordmann nickte und versuchte, ein Zittern zu unterdrücken.

"Ich sehe es", flüsterte er. "Wir wachsen, wir werden größer. Es ist so, wie Charru es gesagt hat..."

Stumm blieben sie stehen.

Nur allmählich senkte sich die Wolke aus Rauch und Staub.

In der zerstörten Tempelstadt schrien Menschen in verzweifelter Panik. Und auf dem Plateau unter dem Tor der Götter lag eine Gestalt in einer roten Robe wie eine weggeworfene Puppe.

Bar Nergal brauchte lange, um zu begreifen, daß das Getöse verebbt war und daß er noch lebte.

Er lebte!

Die Welt war untergegangen, und die Götter hatten ihn verschont. Um ihn zu strafen, dessen war er sicher. Ihr Gericht würde furchtbar sein. Der Oberpriester bebte

an allen Gliedern, und seine fahlen Lippen flüsterten zuckend Beschwörungen, während er mühsam seinen Körper hochstützte.

Auf den Knien liegend versuchte er, etwas zu erkennen.

Staub wirbelte um ihn herum, schwarzer Felsenstaub, aber er reichte ihm nur noch bis zu den Schultern. Über den Plateaus hingen weiße Nebelwolken. Jetzt teilten sie sich, und etwas wurde sichtbar. Etwas Großes! Ein gigantischer Schatten, unendlich hoch und...

Ein langgezogener, kreischender Schrei brach über die Lippen des Priesters.

Er taumelte zurück, stolperte und prallte hart auf den Rücken. Der Schatten fiel über ihn. Ein Riese! Gewaltiger als die schwarzen Götter! Höher, als es der zusammengebrochene Himmel gewesen war! Die ungeheure Gestalt hielt ein Gigantenschwert in der Faust, dessen Klinge sich langsam senkte, und unendlich weit über sich konnte Bar Nergal das Gesicht des Riesen erkennen.

Charru!

Charru von Mornag!

Auch seine Gefährten waren da,, mächtige, grauenerregende Giganten - und Bar Nergal fühlte den Wahnsinn nach seinem Geist greifen.

"Gnade!" kreischte er verzweifelt.

Mit der Behendigkeit der Todesangst rappelte er sich auf, warf sich auf die Knie und streckte flehend die Arme empor. Sein Körper zuckte, die Zähne schlugen wie im Fieber aufeinander. Er schrie und schrie, er heulte und bettelte, und er hörte nicht auf, um Gnade zu winseln, während er das Gefühl hatte, ganz langsam zu den Riesengestalten emporgehoben zu werden.

Als er seine normale Gestalt zurückerhalten hatte, lag er immer noch auf den Knien und sprudelte Gebete, Bitten und Schwüre hervor.

Grauen schüttelte ihn und verhinderte, daß er seine Umgebung klar erkannte. Ein paar Akolythen und die Überlebenden des Tempeltals, die hilflos und verwirrt durch den Raum taumelten, sahen ihren Oberpriester wimmernd auf den Knien liegen. Bar Nergal stöhnte auf. In panischem Entsetzen hing sein Blick an den schrecklichen blauen Augen, und als er endlich Antwort bekam, schienen ihn die Worte wie Hammerschläge zu treffen.

"Schwöre den Treueeid, Bar Nergal! Die schwarzen Götter sind tot, du bist kein Priester mehr. Schwöre, daß du für immer auf die Herrschaft über die Tiefland-Stämme verzichst!"

Und Bar Nergals Stimme, dünn und zitternd wie das Greinen eines kleinen Kindes:

"Ich schwöre... Ich schwöre..."

\*

Angewidert starrte Charru auf das zusammengesunkene Bündel Elend zu seinen Füßen.

Sein Blick wanderte weiter, erfaßte die Männer und Frauen, die benommen zwischen den Trümmern standen, schwankend und halb betäubt, und an ihren Körpern hinuntersahen, als könnten sie noch nicht glauben, daß sie wirklich hier waren. Kormak hielt seine Schwester an sich gepreßt. Beryl, der letzte der Sippe von Schun, umfaßte die Schulter des jungen Derek, dessen Vater im Kampf gegen die Priester gefallen war. Jarlon von Mornag umklammerte

sein Schwert, sah sich um und schrie leise auf, als er seinen Bruder erkannte.

"Charru!" Scherben klirrten, als er vorwärts stürzte. In dem jungen Gesicht brannten die Augen. "Charru! Du hast es geschafft! Wir sind frei, frei..."

Charru nickte nur.

Frei, klang es in ihm nach. Hundert Menschen in einem verwüsteten Kuppelsaal. Und mehr als hundert lagen tot unter den Trümmern: Männer, Frauen und Kinder. Charru biß verzweifelt die Zähne zusammen. Er hatte es nicht gewollt, hatte es nicht voraussehen können. Die Fremden wären es, die mit ihren unheimlichen Waffen den Mondstein zerstört hatten. Unauslöschlich brannte das Bild in ihm, wie der rote Glutstrahl in die Kuppel schnitt und die Tempelpyramide in einem Feuerball verging. Ja, sie waren frei. Aber sie hatten einen schrecklichen Preis dafür bezahlen müssen.

Karstein und Kormak schüttelten sich stumm die Hände.

Camelo wandte sich ab, und Gerinth trat zu ihm und legte den Arm um seine Schultern. Die Sippe von Landre war ausgelöscht worden. Katalin von Thorn weinte um ihre Mutter und ihre Brüder, und Tanit ging rasch zu ihr, um sie zu trösten.

So viele hätten Trost gebraucht.

Und doch konnten sie nicht der Trauer nachgeben, nicht hier und jetzt. Noch waren sie nicht wirklich frei. Hinter den Türen lauerten Männer mit tödlichen Waffen, eine feindliche Stadt umgab sie, für deren Menschen sie nichts anderes waren als wilde Tiere, deren man sich mit allen Mitteln erwehren würde. Noch mußten sie kämpfen, und Charru straffte mit einem tiefen Atemzug die Schultern.

Sein Gesicht glich einer steinernen Maske, als er sich Conal Nord zuwandte.

Der Venusier stand stumm an der weißen, schimmernden Wand. Seine Augen flackerten, glitten fassungslos über das Gewirr gläserner blauer Scherben, zeretzter Leiber, blutgetränkter Steine. Gillon von Tareths Schwert berührte seinen Hals, doch das schien er kaum wahrzunehmen.

Begriff auch er, welchen Preis die Gefangenen für ihre Freiheit bezahlt hatten?

Wußte er, daß es nun nichts gab, was sie noch aufhalten konnte - außer dem Tod?

"Wer hat die Befehlsgewalt in dieser Stadt?" fragte Charru schneidend.

Der Venusier sah ihn an.

In den blauen Augen des Barbaren brannte ein kaltes Feuer. Conal Nord wußte, daß dieser Mann nicht nachgeben würde, wußte, daß es sinnlos war, ihm zu sagen, daß außerhalb dieses Raums nur der Tod auf ihn und sein Volk wartete. Der Venusier hielt dem kalten, zornigen Blick stand und hob die Schultern.

"Der Präsident der Vereinigten Planeten heißt Simon Jessardin", sagte er leise.

"Der Mann mit dem silbernen Haar?"

"Ja."

"Kannst du ihn rufen? Dich mit ihm in Verbindung setzen?"

"Ja, das kann ich."

Charru nickte langsam. Immer noch hielt er das Schwert in der Faust. Das Blut auf der breiten Klinge war getrocknet.

"Ruf ihn hierher", sagte er hart. "Ich will mit ihm sprechen. Er hat mein Wort, daß ihm nichts geschieht und daß wir ihn unbehelligt wieder gehen lassen."

# X

Simon Jessardins Asketengesicht war grau.

Er stand aufrecht hinter seinem Schreibtisch und starrte in den Monitor. Ein unregelmäßiges Streifenmuster zog über den Bildschirm. Offenbar waren sämtliche Überwachungseinrichtungen ausgefallen - und das hieß, daß die unglaublichen Nachrichten wahr sein mußten. Der Mondstein zerstört.

Die Barbaren ausgebrochen - und es mußte immer noch eine erschreckende Anzahl sein, selbst wenn man davon ausging, daß die Trümmer die meisten erschlagen hatten. Ein Stamm von Wilden, einer Katastrophe entronnen, in die Enge getrieben. Ein Sturm, der jeden Augenblick mit Blut und Gewalt über das ahnungslose Kadnos hereinbrechen konnte...

Jessardin wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn und fuhr heftig herum, als Jom Kirrand in sein Büro stürmte, kaum daß er geklopft hatte.

Kirrand war der Chef der Polizeikräfte von Kadnos. Simon Jessardin hatte ihn noch nie in einem solchen Zustand der Erregung gesehen und vergaß dabei, daß er selbst alles andere als ruhig war.

"Jom! Seit geschlagenen zehn Minuten scheint alles drunter und drüber zu gehen. Können Sie mir einen vernünftigen Grund dafür nennen, daß es dem Vollzug nicht gelingt, die Lage unter Kontrolle zu bringen?"

"Ja", sagte der Polizeichef nach Atem ringend. "Wir können nicht in den Museumssaal eindringen..."

"Aber das ist doch..."

"...weil sie den Generalgouverneur haben", vollendete Jom Kirrand und ließ es sich damit zum erstenmal in seiner Laufbahn einfallen, den Präsidenten der Vereinigten Planeten mitten im Satz zu unterbrechen.

Jessardin wurde bleich.

"Sie haben Conal Nord?" echote er tonlos.

"Ja, mein Präsident. Und sie drohen, ihn zu töten, sobald sich ein Bewaffneter zeigt."

Simon Jessardin ließ sich hinter seinen Schreibtisch sinken.

Ein seltsames Gefühl der Schwäche schnitt durch seine Brust. Conal Nord... Die Barbaren, die auf keinen Fall entkommen durften. Sie würden ihre Geisel gnadenlos töten. Jessardin erinnerte sich an den Haß, den er in Charru von Mornags Gesicht gelesen hatte - den Haß des aufbegehrenden Menschen, der erkennen mußte, daß man ihn zum Sklaven, zum Spielzeug, zum Objekt wissenschaftlicher Neugier erniedrigt hatte. Und jetzt wußten sie es alle, spürten sie alle den ohnmächtigen Zorn gegen die Urheber dessen, was ihnen als grausames Verbrechen erscheinen mußte. Sie würden jeden töten, der ihnen in den Weg kam. Sie hatten keinen Grund, ihre Gegner zu schonen. Sie durften nicht entkommen und über die wehrlose Stadt herfallen, auch nicht um den Preis von Conal Nords Leben.

Der Präsident preßte die Lippen zusammen.

Er sah die Entscheidung klar vor sich, die er zu treffen hatte. Aber einen Augenblick fürchtete er fast, sie werde über seine Kraft gehen.

Bevor er weiterdenken konnte, summte die Sprechanlage auf seinem Schreibtisch.

Mechanisch drückte er den Knopf und zuckte zusammen, als er die leise, überraschend ruhige Stimme des Venusiers hörte.



"Hier spricht Conal Nord. Sind Sie über die Situation informiert, Präsident?"

"Gut, Präsident. Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß die Belange eines einzelnen in dieser Sache keine Rolle spielen dürfen. Die Entscheidung..."

Jessardin faßte sich. "Wir werden versuchen, einen Weg zu finden, Conal. Sehen Sie eine Möglichkeit?"

"Nein", sagte der Venusier. Ruhig, obwohl er wissen mußte, daß dieses Nein unter Umständen sein Todesurteil bedeutete. "Aber Charru von Mornag will mit Ihnen sprechen. Er sichert Ihnen zu, daß niemand Sie angreifen wird und daß Sie den Raum ungehindert wieder verlassen können. Ich gebe diese Forderung lediglich weiter, da er es verlangt hat, Präsident. Ich wünsche, daß die Entscheidung ohne Rücksicht auf meine Person gefällt wird."

Stille.

Der Chef des Vollzugs schluckte erschrocken. Simon Jessardin runzelte die Stirn, überlegte schnell und konzentriert.

"Besteht die Möglichkeit, die Lage zu beruhigen, Conal? Wenigstens für eine Weile?"

"Ja. Ich glaube..." Jessardins graue Augen hafteten an einem imaginären Punkt an der Wand.

Sie würden Zeit gewinnen, das zumindest. Er hatte sich noch nie seiner Pflicht als Präsident und erster Diener dieses Staates entzogen. Mit einem tiefen Atemzug straffte er den Rücken.

"Gut, Conal", sagte er entschlossen. "Richten Sie Charru von Mornag aus, daß ich in wenigen Minuten im Museum sein werde."

\*

Die Stille war gespenstisch.

Stumm und bleich drängten sich die Menschen an den Wänden, rings um die Trümmer, die einmal ihre Welt und ihr Gefängnis gewesen waren. Sie hatten Kriege miteinander geführt - jetzt standen sie Seite an Seite, Überlebende der gleichen Katastrophe, Opfer des gleichen ungeheuerlichen Verbrechens. Zwei Priester in zerfetzten Roben zwischen den blonden, bärtigen Hünengestalten der Nordmänner. Tempeltal-Leute neben Frauen und Männern des Tieflands, Krieger in schimmernden Rüstungen neben abgekämpften Gestalten mit nackten bronzenen Oberkörpern. Ein Tempelsklave, der dem Inferno entronnen war, kauerte auf den Fersen und weinte lautlos. Katalin von Thorn wiegte ein kleines Mädchen aus dem Tal, das seine Eltern verloren hatte. Nur Bar Nergal, der Oberpriester, hockte zusammengesunken an der Wand, stierte blind vor sich hin und schien seine Umgebung nicht wahrzunehmen.

Conal Nord fühlte immer noch die Spitze des Schwertes an der Kehle.

Er hatte gewußt, daß Jessardin kommen würde. Auch für den Präsidenten der Vereinigten Planeten gab es Entscheidungen, die zu treffen er sich weigerte. Und wenn er sie am Ende vielleicht doch fällen mußte, würden sie schwer auf ihm lasten, da ihn eine lange Freundschaft mit dem Venusier verband.

Die Minuten dehnten sich endlos. Eine Ewigkeit schien zu vergehen - dann endlich erklangen Schritte.

Die Schritte eines einzelnen Mannes, wie Charru sofort erkannte.

War das eine Falle, ein Trick? Nein, dachte er. Bei seiner ersten Flucht hatte er Simon Jessardin kennengelernt, und er hatte den Mann mit dem Silberhaar für einen Teufel gehalten, aber nicht für einen Feigling.

Lautlos glitt die weiße, schimmernde Tür auseinander.

Conal Nord hielt den Atem an. In diesen Sekunden war er nicht sicher, ob sich nicht doch der Haß entladen würde. Aber Charru von Mornag hob nur ganz knapp die Hand, niemand rührte sich, und die Türflügel glitten wieder an ihren Platz, nachdem Simon Jessardin über die Schwelle getreten war.

Sein kühler, forschender Blick glitt über die Trümmer und die schweigende Versammlung.

Wenn er irgendeine Gemütsbewegung spürte, so zeigte er sie jedenfalls nicht. Conal Nord kannte die stählerne Beherrschung des Präsidenten. Auf die erschöpften, blutbesudelten Gestalten ringsum mußte sie brutal wirken. Jarlon zitterte vor Zorn. Die Nordmänner ballten die Fäuste. Aber es war nicht nur das verpfändete Wort, das sie zurückhielt. Sie achteten den Mut - und dieser Mann, der ihnen allein und waffenlos gegenüberstand, war mutig.

Jessardins Augen wanderten zu Charru von Mornag zurück. Für eine endlose Sekunde kreuzten sich ihre Blicke wie Klingen.

"Du willst mit mir sprechen?"

Die Worte tropften in tiefe Stille. Charru hatte sich gestrafft. Sein Körper zeigte noch die blutigen Striemen von den Peitschen der Priester und die Brandwunde, wo ihn der Feuerstrahl gestreift hatte. Das schmale bronzene Gesicht war hart, wirkte älter als noch gestern - unauslöschlich gezeichnet.

"Ja, ich will mit dir sprechen. Ich will, daß du weißt, was du tust, wenn du deine Bewaffneten auf uns hetzt. Wir wollen kein Blutvergießen. Aber wenn du uns zwingst, werden wir uns unserer Haut wehren. Wenn wir angegriffen werden, stirbt Conal Nord. Als erster, aber nicht als einziger."

"Und was verlangt ihr?"

"Freien Abzug", sagte Charru ruhig. "Einen Ort, an dem wir leben können. In Freiheit leben."

Jessardin hob die schmalen Brauen.

Kalt und durchdringend starrte er den jungen Barbarenfürsten an. Es war ein Blick, unter dem jeder andere die Augen niedergeschlagen hätte, aber Charru von Mornag erwiderte ihn ohne ein Wimpernzucken.

"Und wo soll das sein?" fragte Jessardin gedehnt.

"Das weiß ich nicht. Wir werden einen Ort finden, diese Welt ist groß genug. Wir sind hier, und das heißt, daß unsere Vorfahren entweder hier geboren oder von euch hierhergebracht wurden. Also haben wir ein Recht darauf, in dieser Welt zu leben."

Simon Jessardins graue Augen flackerten.

Ganz kurz nur - er hatte sich sofort wieder in der Gewalt. Noch einmal glitt sein Blick über die zusammengedrängten Männer, Frauen und Kinder, über die Trümmer und die Toten, die die Freiheit der Überlebenden mit ihrem Blut bezahlt hatten.

"Ihr werdet die Stadt verlassen?" fragte er ruhig.

"Ja."

"Ihr werdet keine Rache üben? Niemanden töten?"

"Nicht, wenn man uns nicht zwingt. Wir wollen keinen Krieg, sondern Frieden. Die Ebene ist groß, und die Berge sind weit genug entfernt, dort werden wir nichts mit euch zu schaffen haben. Wir wollen keine Sklaven mehr sein - das ist alles, was wir verlangen."

Simon Jessardin nickte.

"Einverstanden", sagte er ausdruckslos. "Und was geschieht mit eurem Gefangenen?"

"Er wird uns aus der Stadt führen."

"Und dann laßt ihr ihn frei?"

"Wenn du uns dein Wort gibst, daß ihr uns ziehen laßt und niemand uns angreift - ja."

"Ihr habt mein Wort. Ihr könnt dieses Haus und die Stadt ungehindert verlassen." Er wandte den Kopf und sah den Venusier an. "Führen Sie sie bis zur Urania-Brücke, Conal."

Nord nickte langsam.

Er fragte sich, ob es die Rücksicht auf sein Leben oder die alte Freundschaft war, die diese Entscheidung bewirkt hatte. Nein, gab er sich selbst die Antwort. Gefühle waren eine Schwäche, die sich der Präsident der Vereinigten Planeten nicht gestatten durfte. Er hatte einen anderen Weg gefunden, das Problem zu lösen.

"Gut", sagte Conal Nord nur.

Simon Jessardin nickte ihm noch einmal zu, dann wandte er sich ab und verschwand genauso schnell und zielstrebig, wie er gekommen war. Charru ging voran.

Endlose Flure, deren Wände aufleuchteten, wenn man sie betrat. Eine Tür, die lautlos auseinanderglitt, wie vor Geisterhand bewegt - und wieder das Bild dieser weißen, schimmernden, unendlich fremdartigen Stadt, die sich vor ihnen ausbreitete.

Die Sterne waren verblaßt, der Himmel hatte ein helles, perlmuttglänzendes Grau angenommen.

Charru blieb stehen, ließ den anderen Zeit, das Bild in sich aufzunehmen. Kein Wort fiel. Auch Conal Nord verharrte reglos. Wie eile Berührung spürte er das tiefe Staunen der Menschen, und als er den Kopf wandte, sah er in Gesichter, die nicht mehr von Trauer und Furcht gezeichnet waren, sondern von einer jähren, schmerzenden Hoffnung.

Jenseits der Stadt erstreckte sich eine weite rote Ebene, durch die sich Streifen von Grün zogen.

Felsenwüste, aber auch Wasser und Gras. Schroffe Tafelberge, in deren Spalten und Schründen tiefblaue Schatten lockten. In der Ferne zeichneten sich weitere Bergketten ab, sanft geschwungene Hügel - und über ihren Kämmen begann jetzt der Himmel in einem seltsamen, brennenden Rot zu glühen.

Wie der Widerschein einer Feuersbrunst...

Aber in dieser Welt gab es keine unüberwindlichen Flammenwände, die die Menschen einschlossen. Diese Welt war ein Stern, einer von vielen tausend Sternen und von nichts anderem als der unendlichen Weite des Raums umgeben.

Die Ebene entflammte.

Über die fernen Bergrücken erhob sich ein blutroter Splitter, setzte den Himmel in Brand und tauchte die Häuser der Stadt in perlmuttne Rosa. Immer höher stieg die flammende Erscheinung, bis sie zu einer runden Scheibe wurde, ihre Farbe in leuchtendes Gelb und Weiß verwandelte. Eine Flut strahlender Helligkeit ergoß sich über die Ebene, über die Stadt, die schweigenden, in Bann geschlagenen Menschen, und wie ein glühender Ball hing die Quelle dieses unbeschreiblichen Lichts am Himmel jenseits der Berge.

"Was ist das?" flüsterte Charru geblendet.

Conal Nord warf ihm einen Blick zu.

Noch nie hatten diese Menschen die Sonne gesehen, noch nie die Sterne. Sie hatten die blaue Kuppel ihres Kerkers zerbrochen und den Himmel entdeckt, sie standen staunend vor dem Wunder der Welt - und doch würde in dieser Welt nur der Tod auf sie warten.

Der Venusier spürte ein flüchtiges Gefühl der Bitterkeit, das ihm die Kehle zuschnürte.

"Die Sonne", sagte er ruhig.

"Sonne?"

"Das Gestirn, um das sich Mars und Erde und alle anderen Planeten drehen. Eine von unendlich vielen Sonnen im Weltraum."

Charru von Mornag atmete tief.

Er sah in das gleißende Licht. Es blendete ihn, schmerzte in seinen Augen, aber er vermochte den Blick nicht davon abzuwenden.

Millionen Sonnen...

Unendlicher Raum...

Irgendwo in der Weite dieser fremden Welt würden sie einen Ort des Friedens und der Freiheit finden.

ENDE

©opyright 2001 by

**readersplanet**



*Viele weitere deutschsprachige ebooks aus den Bereichen  
Science Fiction, Erotik, Krimi, Western, Action, Horror,  
Fantasy, Jugend- und Sachbuch finden Sie im Internet unter  
[www.readersplanet.de](http://www.readersplanet.de)*